Band 916 • DM 2,20

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Feuerengel

Band 916 • DM 2,20

Schweiz Fr 2.20 / Österreich S 18
Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.90 / Spanien P 275





Feuerengel

John Sinclair Nr. 916

von Jason Dark

erschienen am 23.01.1996

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Feuerengel

Sie war nach London gekommen, um zu arbeiten. Mit Geist, Seele und Körper.

Sie war hübsch, sexy und begehrt.

Die Männer lagen ihr zu Füßen. Niemand aber wußte, wo Leila Connaro, die exotische Schönheit, herkam…

War das die Welt, nach der er sich so gesehnt hatte? Die Welt, von der ihm die anderen berichtet hatten?

Lino Davenport wußte es nicht. Er hatte nur den Eindruck, die Realität hinter sich gelassen zu haben, um nun in einer anderen Dimension zu stehen, wo die irdischen Gesetze aufgehoben waren und die Dinge nach anderen Regeln funktionierten.

Dieser große Raum mit seiner ihm halbrund vorkommenden Decke erinnerte ihn an eine Sternwarte.

Es fehlte nur, daß sich die Kuppel öffnete und ihm den Sternenhimmel freigab. Dann hätte Lino Davenport den Beweis gehabt, seiner Welt entflohen zu sein. Aber es stimmte nicht. Wenn er sich umdrehte und die Tür öffnete, dann stand er wieder in seiner Welt, in seiner Zeit, wo die Hektik triumphierte und alles andere eine Nebensache war, nach der man sich sehnte.

Lag es an den Wänden, am Fußboden, an der Einrichtung, am Licht? Hier kam einiges zusammen, und wahrscheinlich spielte das alles eine Rolle, daß er sich nicht eben wie ein Mann fühlte, der ein besonderes Callgirl besuchen wollte, sondern wie jemand, der aus Versehen in einen Film hineingeraten war.

Leila war noch nicht da.

Er hatte ihre Stimme nach dem Klingeln aus dem Lautsprecher der Gegensprechanlage gehört, und sie hatte ihn gebeten, doch einzutreten. Er hatte die Tür geöffnet, die hinter ihm von selbst wieder zugefallen war, und nun stand er hier.

Er wartete.

Die geheimnisvolle Frau ließ sich bewußt nicht blicken. Wahrscheinlich verhielt sie sich bei jedem Kunden so, aber mit einem normalen Bordell hatte dies nichts zu tun. Gut, Davenport war nicht unbedingt ein Nuttengänger, zweimal war es vorgekommen, doch was wie hier hatte er noch nicht erlebt Diese Welt hier war anders. Sie lebte für sich. Eine Atmosphäre wie in einer menschenleeren Kirche herrschte hier, was auch an dem Geruch liegen mochte..

Er kam damit nicht zurecht.

Ebensowenig wie mit den Wänden, von denen sich einige Lichtinseln abhoben. Dazwischen waren Schatten, die sich zu bewegen schienen. Oder bildete er sich das nur ein?

Lino zögerte. Er wollte nicht stehenbleiben. Man hatte ihn aufgefordert, sich zu setzen, doch es gab keinen Stuhl. Nur das Bett war vorhanden, eine breite Liege, auf der sich ebenfalls Schatten ausbreiteten.

Er hörte sich selbst atmen. Der Boden unter ihm schimmerte im matten Licht der kleinen Lampen.

Der Boden reflektierte nicht das Licht, sondern schien es zu verschlucken.

Ein Grinsen huschte über Davenports Lippen. Sekundenlang hatte ihn die Realität wieder. Er konnte sich kaum vorstellen, in einer derartigen Umgebung mit einer Frau ins Bett zu gehen. Doch dieser Gedanke war schnell vorbei, als er den nächsten Schritt in Richtung Bett machte.

Nicht mal rund ist es, dachte er. Dabei hätte es durchaus zu den Wänden gepaßt, aber es steht hier wie ein Rechteck, das darauf wartet, benutzt zu werden.

Er ging weiter - und hockte plötzlich auf dem Bett, wobei er nicht wußte, wie dies geschehen konnte. Er hatte die letzten Sekunden nicht mehr greifbar. Sie waren verschwunden. Davenport erinnerte sich an nichts. Er saß auf dem Bett, die Füße noch auf dem Boden, und er wußte nicht, wie er her gekommen war.

Seltsam…

Mit einer Hand strich er über seine Stirn und dann über die Haare, als wollte er die Erinnerung zurückholen. Nur war da nichts mehr, an das er sich hätte erinnern können. Es gab nur die Leere, diese schreckliche Leere, die ihn ängstlich werden ließ.

Er hockte auf dem Bett wie ein armer Sünder auf der Bank. Grübelnd natürlich, und er fragte sich, weshalb er nicht kehrtmachte und den Raum verließ.

Das aber schaffte er nicht. Es würde ihn eine zu große Überwindung kosten. So etwas war unmöglich. Er war gekommen, und man hatte ihn eingefangen. Lino Davenport gehorchte jetzt anderen Gesetzen. Dieser seltsame Raum war ihm unheimlich auf der einen Seite. Auf der anderen aber zog er ihn stark an, so daß er zugeben mußte, diesem Flair nicht entfliehen zu können.

Mit der Hand strich er über die Decke. Sie fühlte sich weich an, beinahe wie Haut. Lino zuckte zusammen, als er daran dachte. Haut - Tierhaut, Menschenhaut, extreme Gedanken, die keinen Sinn ergaben. Die nur in seiner Phantasie stattfanden, aber diese Umgebung trug eben dazu bei, der Phantasie freien Lauf zu lassen.

Hätte man ihn jetzt angesprochen, er hätte nicht antworten können. Es war alles so verrückt, so unerklärlich und auch verbissen. Was hatten ihm die anderen nur erzählt? Unsinn war das, bei ihm würde keine erotische Spannung aufkommen.

Außerdem - wer sollte sie ihm bringen?

Leila?

So war es vorgesehen, aber er hatte bisher nur ihre Stimme gehört und sie nicht gesehen. Er kannte die Frau aus Beschreibungen. Ob sie jedoch stimmten, war fraglich. Sie sollte jedenfalls super sein, unbeschreiblich, absolut top, und sie war in der Lage, einem Menschen den Himmel auf Erden zu bringen.

Das konnte Lino nicht nachvollziehen. Da brauchte er nur zur Decke

zu schauen und seine Blicke an den Wänden entlanggleiten zu lassen, das war alles nicht normal. Da hatte er den Eindruck, als würden die Schatten leben.

Davenport überlegte, wie lange er es bereits in dieser Höhle ausgehalten hatte.

Fünf Minuten, zehn, eine Viertelstunde?

Er kam nicht zurecht. Die Zeit war für ihn stehengeblieben oder nicht vorhanden.

Hundert Pfund hätte er zahlen sollen. Ein Trinkgeld für das, was ihm Leila bot. So jedenfalls war es von seinen Freunden interpretiert worden, aber denen konnte er nicht mehr glauben.

Warum, so fragte er sich, hocke ich noch hier auf diesem verdammten Bett? Es gibt einfach keinen Grund, dies zu tun. Ich kann es viel besser haben, wenn ich mich wieder davonstehle und mir irgendeine Ausrede einfallen lasse, wenn die anderen mich fragen, was ich hier getan habe und wie es mir hier gefallen hat.

Lino war froh, so weit gekommen zu sein. Er lächelte, er machte sich selber Mut, und mit einem heftigen Ruck stand er von dem Rand des Bettes auf.

Ja, es ging ihm gut.

Er atmete tief durch.

Der leichte Schwindel verging. Er hatte sich wieder an die Umgebung gewöhnt. Zudem war er froh, sie verlassen zu können. Erst jetzt fiel ihm auf, daß seine Tritte keine Geräusche verursachten, als er sich auf die Tür zubewegte. Der Untergrund schluckte alles, obwohl er normal auftrat und der Belag aussah wie Stein. Sogar Fugen waren bei genauem Hinsehen zu entdecken.

Das war seltsam. Es war überhaupt alles seltsam und mit der normalen Logik für ihn zumindest nicht zu fassen.

Aber er ging weiter. Die Tür war wichtig. Sie war der Ausgang in die Freiheit, in die normale Welt.

Wenn er wieder draußen war, würde alles anders aussehen. Da empfand er den Lärm auf den Straßen dann als wunderbare Geräuschkulisse, das wußte er schon jetzt.

Der Türgriff schimmerte hell und silbrig. Er legte seine Hand darauf und drückte ihn nach unten. Es entstand kein Geräusch. Den Endpunkt hatte er erreicht, jetzt brauchte er nur die Tür aufzuziehen, und es war vorbei.

Es war *nicht* vorbei.

Die Tür ließ sich nicht bewegen.

Davenport fing an zu schwitzen. Das geschah von einer Sekunde zur anderen, und aus jeder Pore strömte der Schweiß. Sein Gesicht verzog sich, er stöhnte leise, dann versuchte er es noch einmal.

Er setzte sogar Gewalt ein, als wollte er die Tür aus den Angeln

zerren.

Es hatte keinen Sinn.

Die Tür blieb zu.

Jemand mußte sie von der anderen Seite abgeschlossen haben. Aber wer, zum Henker, war das gewesen?

Davenport blieb stehen. Nicht gebückt, sondern hoch aufgerichtet und den Rücken durchgedrückt.

Seine Augen waren verdreht, und er sah nicht mal, wohin er schaute, aber er spürte, daß sich sein Herzschlag beschleunigt hatte.

Wohin? Was tun?

Genau in diesem Moment hörte er das leise, kehlige Lachen…

***

Lino Davenport wurde noch mehr zu Stein. Dieses Lachen war keine Täuschung gewesen. Zu deutlich hatte er es gehört. Und ihm war auch nicht entgangen, daß es eine Frau ausgestoßen hatte.

Leila Connaro?

Ob es daran lag, daß die Furcht in ihm hochgestiegen war? Lino schluckte.

Durch seinen Kopf wehten die Gedanken, und die Stille die ihn wieder umgab, gefiel ihm nicht. Sie dauerte auch nicht lange an, denn die Stimme lachte nicht mehr, sie sprach jetzt.

»Wolltest du schon gehen?«

Ja, ja! hätte er sagen müssen. Nun schaffte er es nicht, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen. Er stellte sich vor, daß alles nur Einbildung war, aber waren es auch die leisen Schritte hinter ihm? Dieses hohl und zugleich hell klingende Geräusch, das entstand, wenn Schuhe mit hohen Absätzen den Boden berührten?

Hier kam etwas zusammen, das er nicht überriß, denn seine Tritte hatte er nicht gehört.

»Warum drehst du dich nicht um?« fragte die Stimme wieder, als die Tritte verklungen waren. »Du bist doch wegen mir gekommen, mein Lieber. Oder hast du plötzlich Angst?«

Sie steht neben dem Bett, dachte er. Sie muß einfach neben dem Bett stehen. So und nicht anders ist es. Ja, sie muß neben dem Bett stehen. Alles andere ist verrückt. Sie kann nicht irgendwo in der Luft schweben oder wie auch immer.

Sie wartet auf mich.

Ein Geräusch schreckte ihn auf, das er zunächst nicht einordnen konnte, bis ihm einfiel, daß die Person hinter ihm mit den Fingern geschnippt hatte. Ein akustischer Befehl.

»Na…?«

Er nickte. Ich muß es tun, dachte er. Dieses Weib hält die besseren Karten in den Händen. Sie weiß alles. Sie ist informiert. Sie ist,

verflucht noch mal diejenige, die alle Fäden in der Hand hält. Sie kann dich tanzen lassen, tanzen…

Er stöhnte auf, bevor er sich umdrehte.

Und er tat es langsam, als schien er diesen Vorgang zu genießen. Das jedoch war bei ihm nicht der Fall. Genießen konnte er nichts, gar nichts. Er würde froh sein, wenn er hier mit heiler Haut herauskam, und er würde dem Heiligen St. Patrick ein Dankopfer, bringen. Das mußte einfach sein.

Sie war da - aber wo?

Davenport zwinkerte, weil er zunächst nicht zurechtkam. Er hatte sie gehört, sie mußte jetzt vor ihm stehen, aber waren die Schatten nicht dichter geworden?

Schon, und besonders dicht neben dem Bett.

Dort stand sie auch.

Irgendwie fühlte sich Lino erleichtert, daß er diese Frau sah. Er lächelte sogar, und die Umgebung kam ihm nicht mehr so unheimlich vor wie noch vor zwei, drei Minuten.

»Willst du mich nicht sehen?« flüsterte sie ihm aus dem Halbdunkel zu.

»Doch - doch«, stammelte er.

»Dann komm bitte her.«

Davenport nickte, obwohl er nicht mehr so überzeugt war. Aber er konnte auch nicht weg. Die Tür war verschlossen. Was blieb ihm denn anderes übrig? Also ging er los. Nein, es war kein richtiges Gehen, mehr ein Schleichen, und er ließ seinen Blick keine Sekunde vom Umriß der Frau, die sich ihm immer deutlicher zeigte, je näher er an sie heranglitt.

Leila Connaro stand nicht einfach neben dem Bett, sie hatte eine besondere Haltung eingenommen, als stünde sie im Begriff, sich jeden Moment auf die breite Liege fallen zu lassen, wobei sie den Mann ebenfalls nicht aus den Augen ließ.

War sie nackt? Trug sie etwas am Körper? Oder war er nur von diesen außergewöhnlichen Schatten umspielt, die wie das Dunkle im Flackerlicht eines Feuers wirkten und mehr verbargen, als sie freigaben. Trotzdem war dieser Körper so ungewöhnlich, so daß Lino Davenport für einen langen Moment den Atem anhielt.

Er konzentrierte sich auf das Gesicht. Es zeigte eine gewisse Exotik, das sah er deutlich. Die Haut war relativ hell, zudem stand Leila günstig zum Wandlicht, und das Gesicht zeigte fremdländische Züge. Der Mann tippte auf Mittel- oder Südamerika. Es war etwas breitflächig, die Wangen abgeflacht. Schmale Augen mit großen, dunklen Pupillen. Ein breiter Mund und ein schlanker Hals - und ein Körper, wie er perfekter nicht sein konnte. Der Körper einer Göttin, einer Statue. Diese Frau schien ein Wesen vom anderen Stern zu sein.

Sie atmete auch kaum, sie stand einfach nur da und schaute Lino an.

Das Haar umwallte den Kopf in zahlreichen Locken. Das Feuer in den Augen lockte, und der Körper versprach alle Wonnen, die sich ein Mann nur vorstellen konnte. Ihr Körper wurde umgeben von einem Hauch aus Stoff. Es war ein Hemd, das wie zerrissen wirkte und an der Vorderseite des Körpers entlangflatterte. Trotzdem war es befestigt, denn Leila trug so etwas wie ein winziges Stück Stoff, ein Tangahöschen. Ihr perfekt modelliertes Hinterteil kam, dabei voll zur Geltung.

Der Mund war ihm trocken geworden, und er schwitzte trotzdem. Plötzlich konnte er sich nicht mehr vorstellen, eine Stunde oder auch länger mit einer derartigen Frau zu verbringen.

Das war mehr, als er es sich je hatte träumen lassen, das war schon sensationell, und er fragte sich, womit er das verdient hatte.

Sie war einfach super, so etwas war ihm noch nicht begegnet. Er hörte sich heftiger atmen, aber er war auch ins Schwitzen geraten, und das Licht erinnerte ihn plötzlich an die schummrige Beleuchtung einer Bar.

Sie lächelte ihn an.

Lino Davenport lächelte zurück, kantig, und er verriet seine Unsicherheit.

»Du bist Lino?«

Davenport blieb stehen, als er angesprochen wurde. Er hörte die Stimme, er lauschte ihr nach. Er fand sie einfach sagenhaft, sie war wunderbar, sie hatte ihn erwischt, und sie brachte ihn dazu, näher darüber nachzudenken.

»Ja, wir - ähm - wir haben miteinander telefoniert.«

»Ich weiß.«

»Bin ich okay?« flüsterte er. »Ich meine, bist du mit mir zufrieden, Leila?«

Sie schenkte ihm wieder dieses kehlige und leicht rauhe Lachen. »Warum sollte ich nicht mit dir zufrieden sein, Lino?«

»War nur eine Frage.«

»Ja, du bist unsicher?«

»Kann sein.«

»Dann komm her.« Sie streckte ihm den Arm entgegen. Er beobachtete die Bewegung genau. Das war nicht nur ein simples Entgegenstrecken, diese Bewegung deutete darauf hin, daß sie es gelernt hatte, sich so zu geben wie eine Tänzerin. Sie hatte etwas von der Geschmeidigkeit eines Raubtieres oder einer perfekt ausgebildeten Tänzerin und sie hieß den Arm auch ausgestreckt, wahrend sie nur die Finger bewegte und ihm andeutete, noch näher zu kommen.

Er tat es.

Leila hob ein Bein an, sie kniete sich damit auf das Bett, und ihr

Körper zeichnete darauf einen Schatten.

Lino sah beides, den Schatten und den Körper mit dieser wundersamen Haut, die ihn an Milchkaffee erinnerte. Wahrend der Bewegung hatte sich Leila umgedreht, und dem Mann gelang ein Blick auf ihren Po.

Er hatte weitergehen wollen, doch plötzlich blieb er steif stehen. Auf der Haut zeichnete sich etwas ab. Auf beiden Halbkugeln war es zu sehen, und auch das Band des Tangas störte den Blick auf dieses Etwas nicht.

Er war irritiert über die ungewöhnlichen Flecken und Bemalungen, die sich nicht nur auf der glatten Haut des Hinterteils abzeichneten, sondern auch auf den Außen- und Innenschenkeln zu sehen waren.

Zeichen, Tätowierungen, Tattoos…

Sie bedeckten nur diese Stellen des Körpers, und bei Leilas nächster lasziver Bewegung gerieten sie ins Licht und schimmerten auf. Gelb und auch rötlich, als wäre die Farbe durch die Spannung der Haut deutlicher zum Vorschein getreten.

Die Tätowierungen irritierten ihn. Leila nahm auf dem Bett Platz, dessen Decke seidig, dunkel und dabei geheimnisvoll changierte.

Lino Davenport hob die Schultern, als sie ihm zuwinkte.

»Was ist denn?« fragte sie.

»Pardon, aber…« Er ärgerte sich darüber, daß ihm die Stimme versagte, aber den Anblick der Tattoos mußte er zunächst einmal verdauen.

»Du hast die Zeichen gesehen, nicht?«

Der Mann nickte, froh darüber, daß ihm Leila diese Brücke gebaut hatte. »Ja, ich habe sie gesehen. Sie sind so anders, so fremdartig, wenn du verstehst.«

»Sie gehören zu mir. Sie sind für mich sehr, sehr wichtig. Das wirst du bestimmt noch erkennen.«

»Meinst du?«

»Ja, daran glaube ich.«

Er fing sich wieder. »Ist ja auch egal. Ich war nur etwas überrascht, weil man mir nichts davon sagte.«

»Das sind viele.« Sie schnippte wieder mit den Fingern. »Aber jetzt komme her, Lino. Du sollst doch nicht enttäuscht werden. Du bist zu mir gekommen, und ich werde dich entführen.« Sie lachte plötzlich. Diesmal allerdings hell. »Nein, nur nicht so. Ich, bin fast nackt, du nicht. Deshalb zieh dich aus.«

Darauf hatte Lino gewartet. Er wußte ja, was er tun mußte, doch jetzt, wo sie es ihm so deutlich gesagt hatte, kam er nicht zurecht. Da war alles anders, da fühlte er sich so unwohl, so verschämt, und er wunderte sich zudem darüber, daß er nicht erregt war. Bei dem Anblick!

»Du kannst deine Sachen neben das Bett legen, Lino. Niemand wird dir etwas tun.« Diesmal schickte sie ihm wieder das kehlige Lachen entgegen. »Ich ausgeschlossen.« Mit beiden Händen nestelte sie an der Kleidung und befreite sich mit geschickten Griffen davon.

Nein, dachte Lino, jetzt nicht mehr. Jetzt gibt es kein Zurück. Du hast es nicht anders gewollt. Du mußt in diesen Teich springen, hinein in das kalte Wasser.

»Kommst du, Lino?«

Er zerrte bereits an seinem Gürtel. »Ja, ich komme zu dir…«

***

Der Fluch der Sinclairs!

Hatte er uns getroffen? Hatte die Vergangenheit ihre Rechnung präsentiert, um Jahrhunderte später Menschen ins Unglück zu stürzen?

Nein, er hatte uns nicht voll getroffen, obwohl es verdammt knapp gewesen war. Die Vergangenheit hatte zugeschlagen, um die Sinclairs der Gegenwart vernichten zu können.

Ich kam von dieser Tatsache noch immer nicht los, denn durch einen unseligen Fluch wäre es meiner Mutter fast gelungen, meinen Vater zu töten. Da hätte sich ein Ehepaar beinahe gegenseitig umgebracht, und das zu verkraften, war schlimm gewesen. Nicht nur für die beiden, auch für mich, den Sohn, der sich eingestehen mußte, eigentlich zu spät gekommen zu sein. Der wahre Retter meiner Eltern war ein Dämon gewesen, der Spuk. Es war sein Verdienst gewesen, daß mein Vater nur von *einer* Kugel getroffen worden war und nicht von mehreren, die sein Leben ausgelöscht hätten.

Es war meine Mutter gewesen, die auf ihn geschossen hatte. Aber sie hatte es nicht freiwillig getan, auch nicht aus irgendwelchen niederen Motiven, es war ihr einfach nichts anderes übriggeblieben, denn sie hatte unter dem Einfluß einer bösen Macht gestanden.

Mit sehr vorsichtigen und behutsamen Worten hatte ich es ihr klargemacht, denn ich war nicht nach London zurückgefahren, sondern erst einmal in Lauder geblieben, um meine Mutter nicht allein zu Haus zu lassen. Ich hatte des öfteren mit London telefoniert, denn dieser Fluch der Sinclairs hatte sich nicht nur auf Lauder oder auf das Haus meiner Eltern beschrankt, sondern eine Brücke bis in die Nähe von Alet-les-Bains geschlagen.

Es war vorbei.

Es gab in dem Sinne keinen Gilles de St. Clair mehr, aber es gab noch meine Mutter, und es gab einen toten Sergeant namens McDuff, der hatte helfen Wollen und zwischen die Mühlsteine der Magie geraten war und sein Leben verloren hatte.

Ich ließ den Wagen auf den Parkplatz zurollen, der zum Krankenhaus

gehörte, in dem mein Vater lag. Der Komplex stand nicht in Lauder, sondern auf Glasgower Gebiet, ein modernes Haus am Stadtrand gelegen, ein Krankenhaus, das für seine gute Behandlung bekannt war.

Meine, Mutter hatte ihren Mann nicht allein lassen wollen. Es war mir gelungen, auch ihr ein Zimmer im Krankenhaus zu besorgen, so konnte sie ihren Mann besuchen, wann immer sie wollte. Deshalb lag auch auf dem Rücksitz ihr Koffer.

Ich hatte lange mit ihr gesprochen und versucht, sie von den Sorgen und Vorwürfen abzulenken, die sie plagten. Immer wieder hatte ich ihr erklären müssen, daß sie persönlich nichts Böses getan hatte, ebensowenig wie ihr Mann, der sie ja ebenfalls hatte töten wollen.

Ich stoppte vor einer Wand aus Büschen, die die Parkplatzgrenze bildete. »Wir sind da.«

»Danke, John.«

»Wofür?«

Meine Mutter hob die Schultern. »Du hast dir sehr viel Mühe gegeben, Junge. Ich bin froh, nicht allein gewesen zu sein in den letzten drei Tagen. Hoffentlich verübelt es mir niemand, daß ich nicht auf der Beerdigung des Sergeants war, aber ich konnte einfach nicht.«

»Das versteht jeder, Mutter. Du darfst dir da um Himmels willen keine Vorwürfe machen und dir das Leben erschweren. Es geht jetzt um dich und Vater. Ihr müßt wieder auf den Damm kommen, richtig, meine ich. Dad ist ein zäher Knochen, den wirft selbst diese Verletzung nicht um.«

»Aber sie hat sich entzündet.«

»Gut, Mutter, das stimmt. Deshalb liegt er auch hier im Krankenhaus. Es war eine tiefe Fleischwunde, aber die wirft Vater nicht um. Er wird halt ein paar Tage im Krankenhaus bleiben. Du bist ja in seiner Nähe.«

»Zum Glück.«

»Das ist heute schon in vielen Kliniken möglich. Besonders in Kinderkrankenhäusern, damit die Eltern bei den Kleinen sein können. Die Kinder haben weniger Heimweh und weniger Angst, und sie werden schneller gesund.«

Meine Mutter lächelte. Dann lehnte sie sich gegen mich. »Du glaubst gar nicht, wie froh ich bin, dich an meiner Seite zu haben. Du bist mir eine große Stütze gewesen. Ich weiß nicht, wie ich ohne deine Hilfe die Zeit überstanden hätte.«

»Ich bin auch noch länger da.«

»Das ist toll.«

»Komm, jetzt laß uns aussteigen und zu Dad gehen. Er wartet schon.«

»Ja, ist gut.« Sie wischte über ihre Augen, löste den Gurt und verließ den Wagen.

Auch ich stieg aus, holte den Koffer vom Rücksitz und nahm sehr bewußt das Zwitschern der Vögel wahr. Zudem das frische Grün der

Bäume, den Sonnenschein, der die übliche schottische Düsternis Lügen strafte und sich strahlend über das Land gelegt hatte. Es war eben ein wunderschöner Frühlingstag.

Ich schloß den Wagen ab und nahm den Koffer in die Hand. Neben meiner Mutter ging ich her. Der morgendliche Park war ziemlich leer. Eingehüllt in Bademäntel und Wolldecken genossen ein paar Patienten den Sonnenschein.

Der Fußweg zum Eingang der Klinik war breit wie eine Auffahrt.

Im Eingangsbereich war es beinahe leer. Hinter ihren Computern und auch jenseits einer Glasscheibe saßen zwei Mitarbeiter, die für Fragen zur Verfügung standen. Ein noch jüngerer Mann mit langen Haaren, die er zu einem Zopf zusammengebunden trug, erkundigte sich nach unseren Wünschen.

Ich sagte unsere Namen. Er wußte schon Bescheid. »Einen Moment bitte noch.«

Aus einem hinteren Raum erschien auf sein Rufen hin eine Frau, die ein rapsgelbes Kostüm trug. Ihr Lächeln war breit und offen. Sie begrüßte uns und bot sich an, uns das Zimmer zu zeigen, in dem meine Mutter für eine Woche wohnen würde.

»Danke, Sie sind sehr nett.«

»Das sind wir immer hier, Mrs. Sinclair. Mein Name ist übrigens Claire Waldham. Wann immer Sie Fragen haben, ich stehe Ihnen gern zur Verfügung.«

»Gut zu wissen, Mrs. Waldham.«

»Sagen Sie Claire. So nennen mich alle hier. Ich bin das Mädchen für alles.« Sie lachte. »Obwohl man in meinem Alter wohl von einem Mädchen nicht mehr sprechen kann.«

Ich beteiligte mich nicht an dem Gespräch und ließ die beiden Frauen vor mir hergehen. Ich war froh darüber, daß sie sich so gut verstanden und wußte schon jetzt, daß sich meine Mutter in dem Haus wohl fühlen würde, auch wenn das Zimmer ihr Zuhause natürlich nicht ersetzte. Aber die Nähe zu ihrem Mann würde ihr guttun.

Wir marschierten durch einen Gang und konnten durch die Fenster einen Blick in den Garten werfen. Die Sonne schien, und sie veredelte noch durch ihren Glanz den Eindruck, den wir von dem herrlich gepflegten Garten bekamen.

Der Flur machte einen Knick, und wir landeten in dem Trakt, wo sich die Gästezimmer befanden..

Claire öffnete die Tür und ließ uns eintreten. »Bitte, ich hoffe, es sagt Ihnen ein wenig zu, Mrs. Sinclair.«

»Danke, das wird es sicherlich.«

Es gab wirklich schlechtere Zimmer. Die Einrichtung konnte nicht als luxuriös angesehen werden.

Sie war praktisch. Ein Bett, ein Schrank, Dusche und Toilette in einem kleinen Nebenraum, ein Schreibtisch war auch vorhanden, sogar ein Fernseher. Er stand auf einem Brett, das halbhoch in einem Winkel an der Wand angebracht worden war.

»Nun, wie gefällt es Ihnen, Mrs. Sinclair?«

»Danke, es ist nett. Man kann es aushalten.«

»Ja, das meine ich auch.« Jetzt, wo es die Frau zum zweitenmal bestätigt bekommen hatte, war sie zufrieden. »Wie gesagt, wenn Sie etwas brauchen, wenden Sie sich bitte vertrauensvoll an mich.«

»Werde ich machen.«

»Ich lasse Sie dann jetzt allein.« Uns beiden nickte sie zu und schloß die Tür von außen.

Ich hatte den Koffer auf den Tisch gelegt. Meine Mutter stand am Schrank, öffnete ihn, während ich das Fenster aufzog, um frische Luft hereinzulassen, denn es war doch ein wenig muffig. Der Gesang der Vögel dagegen wirkte wie Balsam.

»Ich werde erst mal auspacken!« hörte ich meine Mutter sagen.

»Wieso?«

»Meine Sachen in den Schrank hängen. Dann können wir hoch zu deinem Vater gehen.«

»Ist gut.«

Mein alter Herr lag in einem Einzelzimmer, im sechsten Stock. Er konnte von seinem Bett aus auf den Park hinunterschauen. Daß sich die Wunde entzündet hatte, damit hatten wir nicht gerechnet, aber es war Schmutz hineingelangt, und außerdem hatte mein Vater noch einige Blessuren auf der Flucht vor den Kugeln seiner Frau abbekommen, die er hier im Krankenhaus ebenfalls auskurieren konnte.

»So, ich bin fertig.«

Das Fenster schloß ich wieder und sah meine Mutter schon an der Tür, den Schlüssel in der Hand haltend. Sie konnte es kaum erwarten, ihren Mann zu besuchen.

Gemeinsam verließen wir den Raum. Meine Mutter schloß ab, verstaute den Schlüssel in der Handtasche und erklärte mir, daß sie sich hier sogar wohl fühlen würde. Sie konnte im Park spazierengehen, und eine Woche verging schnell.

»Ich hoffe nur, daß sie deinen Vater nicht länger festhalten, John.«

»Überlasse es bitte den Ärzten. Er soll erst nach Hause zurückkehren, wenn er ganz gesund ist.«

»Da hast du recht.«

Wir stiegen in den Lift, wo ein junger Typ mit einem Walkman stand und sich die Ohren volldröhnte.

Uns nahm er nicht zur Kenntnis, es ging ihm nur um die Musik, und er wirkte wie in Trance, vergaß aber nicht, in der vierten Etage

auszusteigen.
Wir fuhren noch ein paar Stockwerke höher, wo ebenfalls der Sonnenschein durch die großen Glasscheiben floß und dem Krankenhaus einiges von seiner doch bedrückenden Atmosphäre nahm.
Hier war nichts mehr düster, sondern alles freundlich und hell. Der Besucher mußte sich vorkommen wie in einem Meer aus Sonne.
Wir kannten den Weg.
Schwestern grüßten uns, einen Arzt oder eine Ärztin sahen wir leider nicht. Ich nahm mir vor, mit dem behandelnden Arzt ein paar Worte zu wechseln.
Meine Mutter klopfte an. Dann öffnete sie die Tür. Hintereinander betraten wir das Krankenzimmer, in dem ein Bett stand, dessen Kopfende hochgestellt war, so daß mein Vater mehr saß als lag. Er schaute uns entgegen, und auf seinem Gesicht erschien schon wieder das alte Lächeln.
Meine Eltern begrüßten sich. Ich stand ein wenig verlegen daneben, dann umarmte auch ich meinen alten Herrn, und er nickte mir zu. »Mist, wenn man alt wird, oder?«
»Alt?« fragte ich.
»Da wollen die Knochen nicht so wie früher. Wäre ich jünger gewesen, läge ich jetzt nicht hier.«
»Das kannst du auch nicht sagen.« Ich deutete auf seinen Verband, der die Schulter und einen Teil des Arms umspannte. Am Tropf hing er nicht. »Ist sonst alles okay?«
»Ja, Junge, es tut nur weh, wenn ich lache.«
Ich trug einen Stuhl in die Nähe des Betts, damit sich meine Mutter setzen konnte.
»Nur - die Ärzte sind regelrechte Hundesöhne!« schimpfte mein alter Herr.
»Horace, das kannst du nicht sagen.«
»Doch, Mary, doch. Glaubst du denn, die sagen mir, wann ich hier endlich rauskomme.«
»Vielleicht können sie das noch gar nicht.«
»Können nicht oder wollen nicht?«
»Keine Ahnung, aber ich würde ihnen an deiner Stelle vertrauen. Außerdem habe ich unten im Seitentrakt für eine Woche ein Zimmer gemietet. Ich werde jetzt wohl öfter bei dir sein, Horace.«
»Danke, das ist nett.«
Meine Mutter hielt die Hände ihres Mannes umfaßt, und ich, der ich etwas abseits stand, kam mir irgendwie überflüssig vor. Deshalb sagte ich auch: »Ich schaue mich draußen mal ein wenig um, Dad.«
»Hast du was Besonderes vor?«
»Wieso? Wie kommst du darauf?«

»Weil ich dich kenne, Junge.«
»John möchte mit einem Arzt sprechen.«
Mit der gesunden Hand winkte mein Vater ab. »Ach, das hat doch keinen Sinn. Die Weißkittel lügen alle. Außerdem sind sie um diese Zeit bei einer Besprechung oder wie immer sie das nennen.«
»Trotzdem schaue ich mal nach. Bis gleich.«
»Okay, Junge, du hast den gleichen Dickkopf wie ich.«
»Das stimmt leider«, gab meine Mutter seufzend zu, die des öfteren unter uns beiden gelitten hatte.
Ich verließ mit einem Lächeln auf den Lippen das Zimmer. Im Flur war es leer, aber nicht ganz still, denn irgendwo dudelte leise ein Radio. Wahrscheinlich drang die Musik aus dem Schwesternzimmer, und ich machte mich dorthin auf den Weg. Die Türen zu den Zimmern auf dieser Station waren geschlossen. Es war die Zeit nach der Visite und kurz vor dem Mittagessen. Da herrschte immer eine gewisse Ruhe.
Schwestern und Ärzte pausierten in einem Zimmer. Dezente Musik und Kaffeeduft wiesen mir den Weg. Die Tür stand halb offen, ich klopfte trotzdem an, die Musik verstummte, dann hörte ich die Stimme.
»Ja bitte.«
Ich trat ein und hatte vor, etwas zu sagen, doch das Wort blieb mir im Hals stecken, was einzig und allein an der Schwester lag, die sich gedreht hatte und langsam von ihrem Stuhl aufstand.
Ihr Anblick traf mich wie ein Schlag!

***

Lino Davenport hörte die Musik. Er war sich allerdings nicht sicher, ob er sie sich nun eingebildet hatte oder ob sie tatsächlich an seine Ohren klang.
Es war für ihn auch nur zweitrangig, denn wichtig war allein die Person neben ihm auf dem Bett, wobei er sich nicht sicher war, ob er es mit einem Menschen oder mit einem zweibeinigen Raubtier zu tun hatte, denn Leila war eigentlich beides.
Er hatte alles getan, was sie wollte. Er trug keinen Faden mehr am Leib, lag auf dem Rücken und schaute dabei zur Decke, wo sich die winzigen Lichter zu einem künstlichen Sternenhimmel vereinigten, und er gab sich ganz dem hin, was die streichelnden Hände mit ihm taten. Manchmal wußte er nicht, ob er träumte oder wach lag. Er wollte sich immer wieder zusammenreißen, aber jedesmal kam es ihm vor, als hätte Leila seine Gedanken gelesen, denn dann lenkte sie ihn wieder mit neuen Tricks und Angriffen ab.
Davenport kam sich vor wie berauscht. Er lag da, flog aber gleichzeitig davon. Er segelte hinein in ein Land der Phantasie,

getragen von einer Wolke aus streichelnden Fingern, geflüsterten Worten und einem Schatten, der sich mal neben und mal über ihm bewegte.

Manchmal konnte er nicht unterscheiden, ob er einen Traum oder die Wahrheit erlebte. Die Luft schien jetzt mit bestimmten exotischen Düften geschwängert zu sein. Er atmete sie ein. Sie gaukelte ihm Bilder vor, die nicht vorhanden waren. Dann sah er die Wände zu Schatten zerfließen, aus denen sich immer wieder etwas hervorschob, das so fratzenhaft und schief wirkte, als hätten irgendwelche Dämonen plötzlich Gestalt angenommen.

Böse Geister, die fremden Welten entstiegen waren und ihn überschwemmten.

Alles war anders geworden. Lino Davenport besuchte nicht zum erstenmal ein Callgirl, aber so etwas wie hier war ihm noch nie zuvor widerfahren.

Es war eine besondere Art von Himmel. Die Realität verschwand. Er hörte nicht nur ihre Stimme, er vernahm auch andere, die aber weiter entfernt waren, so daß ihn der Eindruck überkam, als wäre das Bett von fremden Gestalten umstellt.

Lust und Furcht hielten einander die Waage. Immer dann, wenn sie schräg über seinen Körper hinwegglitt, spürte er den harten Druck ihrer Brustwarzen, und jedesmal durchrieselte ihn ein Schauer.

Sie flüsterte, sie sprach mit ihm, ihre Hände waren überall. Sie streichelte ihn an den intimsten Stellen, und manchmal wachte er auf wie aus einem Rausch, dann wollte er sich in die Höhe stemmen, Leila auf den Rücken werfen, um endlich an sein Ziel zu gelangen.

Sie ließ es nicht zu.

Sie spielte mit ihm. Sie streichelte, sie lachte wieder kehlig, sie flüsterte, murmelte etwas, lachte, und ihre Worte glitten an ihm vorbei wie akustische Schatten.

Er bekam sie mit, aber er wußte nicht, was sie zu bedeuten hatten. Alles war anders geworden. Man hatte ihn aus seiner Welt hervorgerissen. Er wehte und floh durch eine andere, es trieb ihn einfach weg und dahin, hinein in die offenen Arme einer Gestalt, die ihm wie ein wartender Geist vorkam.

Dann richtete sie ihn auf.

Lino bekam es zunächst nicht mit. Erst als er saß, da wurde ihm bewußt, was mit ihm geschehen war. Er bewegte seinen Kopf, schaute sich um und machte den Eindruck eines Mannes, der aus einem tiefen Schlaf erwacht war und sich zunächst zurechtfinden mußte.

Leila kniete vor ihm.

So dicht, daß er nur die Hand auszustrecken brauchte, um sie zu berühren. Sie atmete kaum, während sein Atem heftig und auch unregelmäßig über die Lippen floß.

Lino sah ihr Gesicht vor sich. Sie bewegte den Kopf, um die schimmernde Haarflut nach hinten zu werfen. Die Hände lagen flach auf den strammen Oberschenkeln. Sie lächelte ihm zu, und ihre Augen waren zu geheimnisvollen Schlitzen verengt, während aus ihrem Mund der warme Atem strömte.

»Hat es dir gefallen?«

Er nickte, weil er nicht sprechen konnte. Sein Blick hatte sich an ihren Brüsten festgesaugt, die so hart wie perfekt waren.

»Es war der Beginn«, flüsterte sie. »Es war einfach nur der Anfang. Das große Ereignis kommt noch.«

»Was denn?«

»Du wirst es erleben.«

Lino hob die Schultern. »Es war schon jetzt wunderbar, und ich möchte wirklich…«

»Was du möchtest, bestimme ich«, flüsterte sie und rutschte dabei noch näher an den Mann heran.

Davenport konnte nicht anders. Er mußte sie einfach umfangen. Er brauchte seine Arme nicht mal weit auszustrecken, sie kam ihm entgegen und genoß es, wie seine Hände über ihren Körper strichen, während er ihr in die Augen schaute.

Sie hatte den Kopf nach rechts gelegt. Das Gesicht zeigte einen entrückten Ausdruck. Ihr Mund war halb geöffnet. In dem Spalt schimmerten die hellen Zähne. Ihre Nase vibrierte, sie stieß den Atem aus, der wie ein ungewöhnlich warmer Strom über die Hände und die Arme des Mannes hinwegrann.

Es hatte sich alles verändert. Im ersten Teil hatte sie mit ihm gespielt, jetzt wurde es ernst. Sie fanden sich im Rhythmus der Leidenschaft.

»Ja, mach weiter - mach so weiter - hör nicht auf! Es ist wunderbar, du kannst es, Lino. Hör nicht auf; du kannst es, du wirst es erleben…« Sie stöhnte fast ununterbrochen.

Seine Hände wanderten dabei über ihren Rücken. Ihre Haut war glatt, weich und samtig. Davenport wurde mutiger und hörte sich selbst stöhnen, als er die Frau zu sich heranzog, die ihm keinen Widerstand entgegensetzte. Sie befand sich wie in Trance, sie stöhnte und flüsterte zugleich. Lino dachte daran, daß er so etwas noch nie erlebt hatte und es auch in Zukunft nicht mehr erleben würde. Da war er sich sicher.

Deshalb mußte er es genießen. Er mußte sie halten. Seine Zärtlichkeit wich der Gier. Er wollte die Frau in die Höhe stemmen. Und plötzlich erwischte es ihn wie ein Blitzschlag.

Er hatte etwas gespürt. Etwas anderes. Seine Hände lagen noch immer auf der Haut, doch sie war längst nicht mehr so glatt, wie sie sich sonst angefühlt hatte.

Unter seinen Fingern war es rauh. Das paßte nicht zu der übrigen

Haut, und er war plötzlich durcheinander.
Was war das?
Weshalb war diese Haut so rauh?
Was zeichnete sich dort ab?
Er tastete nach. Er fühlte die Umrisse bestimmter Gegenstände, und plötzlich erinnerte er sich daran, diese ungewöhnlichen Tattoos auf ihrer Haut gesehen zu haben.
Tätowierungen, Zeichnungen. Fremdartige Wesen, klein, aber auch monströs.
Lino kam damit nicht zurecht. Auf einmal war alles anders. Der Zauber war bei ihm verflogen, nicht bei Leila, denn sie wand sich leicht unter seinem Griff und stöhnte auch.
Etwas stimmte da nicht.
Er tastete weiter. Jetzt wollte er es genau wissen und griff wieder zu. Er malte mit seinen Fingern die Umrisse nach, um herauszufinden, welche Tattoos sich dort abzeichneten.
Dann spürte er an seinen Kuppen die Feuchtigkeit. Das war kein einfaches Wasser, das war etwas anderes. Viel dicker als Wasser und auch schmieriger.
Er nahm die Hände zur Seite, denn er wollte seine Finger sehen und erkennen, welche Flüssigkeit daran klebte. Einen bestimmten Verdacht hatte er schon, aber Leila ließ es nicht zu, daß er seine Hände wieder zurückzog.
»Nein!« sagte sie, drückte sich noch enger gegen ihn und preßte seine Arme fest an ihr Hinterteil.
Davenport wollte protestieren. Sie ließ es nicht zu.
Aus ihrem Mund drang ein leises Knurren, das sich sehr gefährlich anhörte. Da schien aus dem Menschen ein Tier geworden zu sein, was Lino eigentlich hätte warnen müssen.
Er ignorierte es.
»Jetzt!« keuchte sie.
Einen Augenblick später brüllte der Mann auf. Etwas Schreckliches war geschehen.
Hände und Arme brannten, als würden kochend heiße Flammen über sie hinweghuschen…

***

Ich sah die Frau, und sie sah mich!
Ich war dabei sprachlos geworden, denn diese Frau war ein Ereignis, eine Wucht und das, obwohl sie den weißen Kittel ihrer Schwestertracht trug. Ich hatte sie hier noch nie gesehen. Eine derartige Schönheit wäre mir bestimmt aufgefallen. Bei ihr kam noch der Schuß Exotik hinzu, der mich einfach staunen ließ.
Das schwarze Haar hatte sie hochgesteckt, es zusammengeklammert,

so daß es von einem hellen Band festgehalten wurde. Die dunklen Augen, die Exotik ihres Gesichtes, der halb geöffnete Mund und ein Körper, der einfach perfekt war. Leider verdeckte der Kittel viel zuviel von ihm.

»Hi…« sagte sie. Die Stimme klang wie die einer Moderatorin, die im Radio zu mitternächtlicher Stunde die Hörer beim Sextalk zusammenhielt.

Ich nickte.

Die Frau hatte sich gebückt, um aus einem Schrank einen Gegenstand hervorzuholen. Jetzt richtete sie sich wieder auf, stand allerdings mit leeren Händen da, lächelte und kam einen kleinen Schritt vor, wobei sie das rechte Bein bewegte. Der Spalt des Kittels klaffte auf und ließ nun viel mehr von ihren Beinen erkennen.

War das eine Krankenschwester? Benahm sich so jemand, der hier seinen Dienst tat?

»Sie wünschen?«

Ich räusperte mich. »Tja«, sagte ich dann. »Eigentlich habe ich vorgehabt, mit einem der Ärzte zu sprechen. Statt dessen finde ich Sie hier vor, was mich nicht enttäuscht, aber ich wundere mich nur, daß ich Sie hier noch nie gesehen habe.«

»Ich bin auch neu.«

»Ganz neu?«

»Nein, ich habe bis gestern auf einer anderen Station gearbeitet und bin hierher versetzt worden.«

»So ist das. Mein Name ist übrigens John Sinclair. Ein paar Türen weiter liegt mein Vater und kuriert eine Verletzung aus.«

»Ja, ich kenne den Namen. Ich habe bereits die Krankenberichte der Patienten einsehen können.«

»Darf ich nach Ihrem Namen fragen?«

»Ich bin Schwester Betty.«

»Aha.«

»Oh, das klang nicht sehr nett, Mr. Sinclair. Sind Sie jetzt von mir enttäuscht?«

»Nein, warum?«

»Sie haben mir den Eindruck gemacht.«

»Überhaupt nicht.«

Sie lächelte mich strahlend an. »Lügen Sie nicht. Etwas muß geschehen sein.«

Ich hob die Schultern. »Nun ja, Sie haben wirklich einen guten Blick für Menschen.«

»Den sagt man mir allerdings nach.«

»Ich habe mich darüber gewundert, daß eine Frau mit Ihrem Aussehen einfach nur Betty heißt.«

»Ach - wieso das?«

»Nun ja, ich hätte Ihnen einen exotischeren Namen zugetraut, wenn ich ehrlich sein soll.«

Sie lachte. Nicht laut, das hätte nur gestört. Es war ein sympathisches Lachen, und sie schüttelte dabei den Kopf. »Sie glauben gar nicht, Mr. Sinclair, wie oft mir das schon gesagt worden ist. Es wird mich wohl noch einige Zeit begleiten.«

»Dann war ich nicht sehr originell.«

»Das waren sie wirklich nicht.«

»Tut mir leid.«

»Um Himmels willen, es braucht Ihnen nicht leid zu tun, aber Sie möchten ja einen der Ärzte sprechen.«

»Das wäre gut.«

»Okay, ich werde sehen, was ich für Sie tun kann.« Sie kam auf mich zu. »Darf ich mal vorbei?«

»Pardon, natürlich, gern…« Ich war in Gedanken gewesen. Die Stimme hatte mich wieder daraus hervorgerissen, und ich schaute zu, wie Betty an mir vorbeistrich. Die Tür befand sich direkt hinter mir. »Sie können hier ruhig warten.«

»Danke, gern.«

Noch einmal lächelte sie mich an, dann ging sie hinaus auf den Gang. Mir fiel noch etwas ein, deshalb folgte ich ihr. Ich wollte einfach wissen, ob ich hier eben telefonieren konnte, öffnete die Tür höchstens drei Sekunden nach ihrem Verschwinden, trat in den Gang hinaus, schaute nach links, blickte nach rechts - und sah niemanden. Der Gang war leer.

Schwester Betty war verschwunden. Und dies so schnell, als hätte sie sich von einem Moment auf den anderen in Luft aufgelöst…

***

Feuer! dachte Lino Davenport! Verfluchtes Feuer! Ich brenne, ich verbrenne. Die Flammen sind da.

Sie zerfressen mich. Sie schlagen in meinen Körper. Sie zehren mich aus, sie…

Er schrie!

Es waren die Schreie seiner heißen Panik, die durch den Raum gellten. Sie mischten sich unter Leilas Lachen, die ihren Spaß hatte. Sie löste sich mit einer Drehung aus der Umklammerung und war frei. Beide Hände stieß sie nach vorn, und Lino spürte sie auf seiner Brust. Er flog zurück, hatte mit seinem Gleichgewicht Mühe, wobei er mit den Armen ruderte, aber es nicht mehr schaffte, auf dem Bett zu bleiben. Der Stoß hatte ihn zu hart getroffen und ihn auch gleichzeitig zur Seite gedreht, so daß er über die Kante hinwegrutschte und zu Boden fiel. Er landete auf dem Rücken, spürte unter sich den weichen Boden und hörte das schrille Lachen der Frau, die er nicht sah, weil

ihm die Seite des Betts die Sicht nahm.

Sie hockte dort wie ein Racheengel. Sie lachte noch immer, während sich der nackte Mann vor Schmerzen krümmte. Seine Hände brannten, als wären weitere Flammen dabei, über seine Haut zu streichen und alles aufzufressen.

Jammernd drehte er sich um die eigene Achse. Den Mund hielt er weit offen. Immer wieder wollte er seinen Körper in die Höhe wuchten, was er nicht schaffte. Zudem traute er sich nicht, sich mit seinen Händen abzustützen, aber er zog sie an und blickte auf seine Handflächen, um dort die schwarze Haut zu sehen.

War sie schwarz?

Er wußte es nicht. Er sah die schattig, nicht mehr so hell, und ihn überkam der Eindruck, als wären die verbrannten Hautfetzen dabei, sich zu bewegen wie lange, dunkle und schmierige Würmer, die sich mal zusammenzogen, sich wieder streckten und dabei über die Haut hinwegglitten.

Das waren nicht mehr seine Hände, auch wenn sie noch an den Armen angewachsen waren. Das waren schreckliche Klauen, die schon einem Monstrum gehörten.

Er ächzte und rollte sich weiter. Er stierte dabei in die Höhe - und glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können.

Die nackte Leila schwebte über dem Bett. Sie hockte dort im Schneidersitz, drehte sich, und die schrecklichen Tattoos auf ihrem Körper glühten in den düstersten Höllenfarben…

***

Lino Davenport wußte nicht, was er davon halten sollte. Zum erstenmal waren seine eigenen Schmerzen vergessen, denn dieser Anblick hatte ihn zu stark aus der Fassung gebracht. Er zitterte wie Espenlaub, in seinem Kopf drehten sich die Gedanken. Er wollte denken, doch er konnte es nicht, alles lief bei ihm quer, und seine Augen, die ihm doppelt so groß vorkamen, waren auf die Frau gerichtet, die nach wie vor über dem Bett schwebte, ihren Kopf jetzt gesenkt hielt und ihn anstarrte.

Es war der böse, der grausame Blick. Es waren nicht mehr ihre Augen, sie gehörten einem anderen, einem Geist, der sich in ihrem Körper breitgemacht hatte.

Schrecklich…

Mensch, Monstrum?

War sie beides auf einmal?

Davenport kam mit der neuen Lage nicht zurecht. Er begriff nur, daß er sich in eine mörderische Gefahr begeben hatte, die er aus eigener Kraft kaum verlassen konnte.

Es war unglaublich, es war monströs, es wollte ihm nicht mehr in

den Sinn.

Der Tod war auf dem Weg?

Er wußte es nicht. Aber die Frau schwebte weiter. Sie drehte ihm den Rücken zu, und sie streckte dabei ihre Beine, damit er die gräßlichen Tattoos genau erkennen konnte.

Sie brannten tatsächlich, Es schlugen keine Flammen aus ihren hervor, doch, an den Rändern zeigte sich eine schon mörderische Glut, die in den unterschiedlichsten Farben leuchtete.

Mal rötlich, mal gelb, dazwischen ein tiefes Schwarz, als hätte dort jemand mit einem Kohlestift entlanggestrichen. Der exotische Geruch war ebenfalls verschwunden, ein anderer, ätzend und widerlich, hatte von dem Zimmer Besitz ergriffen.

Sie schwebte weiter. Hob dabei die Arme an, als wollte sie der Decke entgegenfliehen, über die plötzlich Schatten wie düstere Wolken entgegenglitten und auch von ihr Besitz ergriffen. Die Schatten sanken nach unten, sie quollen ihren ausgestreckten Händen entgegen und überspülten sie.

Lino wußte auch nicht, was ihn dabei überkam, denn er öffnete den Mund und stellte mit krächzender Stimme eine Frage. Er rief nur einfach ihren Namen. »Leila…?«

Keine Antwort.

»Wer bist du?«

Sie lachte und senkte den Kopf. »Ich habe dich gefangen, ich habe dich gefangen, ich will dich, ich habe dich bekommen. Du gehörst jetzt mir. Ich bin einmal sie und einmal die andere. Ich komme wieder, ich besuche jeden, der auch mich besucht hat…«

Dann schwebte sie weg.

Lino Davenport schloß die Augen. Nur für einen Moment. Als er sie nach wenigen Sekunden öffnete, war das Zimmer leer. Nur er befand sich darin. Leila dagegen schien sich in Luft aufgelöst zu haben…

***

Ich lebe! Ich lebe tatsächlich noch! Verdammt noch mal, ich bin nicht tot!

Diese Gedanken schossen ihm durch den Kopf, aber sie erreichten ihn erst nach einigen Minuten. So lange hatte er noch neben dem Bett gesessen und ins Leere gestarrt.

Es war eigentlich furchtbar, und er kam mit seinem eigenen Schicksal nicht zurecht. Irgendwann kroch er weiter auf das Fußende des Bettes zu, wobei er den Untergrund mit seinen verletzten Händen so wenig wie möglich berührte. Er hatte die Arme dabei angewinkelt und stützte sich auf den Ellenbogen ab. Sein Mund stand weit offen. Speichel rann daraus hervor, er tropfte zu Boden, aber aus den Wunden an den Innenflächen seiner Hände floß nicht ein Tropfen

Blut. Sie waren verkohlt, verbrannt, vom nicht faßbaren Feuer gezeichnet, von einer Höllenglut, von einem Teufelshauch.

Er kam auf die Füße.

In gebückter Haltung starrte er auf seine Kleidung und schüttelte den Kopf. Lino wußte, daß er nicht nackt nach draußen laufen konnte. Er mußte sich anziehen, zumindest so bedecken, daß er nicht unbedingt den anderen auffiel.

Stöhnend holte er Luft. Seine Umgebung blieb nicht mehr starr und normal. Sie schwamm vor den Augen, als wäre sie einfach nur hinweggelaufen.

Er ließ sich auf das Bett fallen. Der Rücken war kalt, die Hände brannten, und trotzdem hatte er den Eindruck, kein Gefühl mehr in ihnen zu spüren.

Die Welt hatte sich für ihn verändert. Sein Leben würde er nicht mehr so weiterführen können, wie er es bisher gelebt hatte. Alles war verändert worden, alles zeigte sich in einem irren Durcheinander.

Die Regeln verschwammen, nichts würde mehr so sein wie sonst, und er zog sich tatsächlich an, wobei er sich durch seine Gedanken von den Schmerzen ablenkte, die doch immer wieder durch seine Arme schossen und einfach nicht zu halten waren.

Die Unterwäsche, das Hemd, die Hose, deren Reißverschluß er mit spitzen Fingern zuzog. Dabei merkte er, daß er in den Fingern kein Gefühl mehr spürte, nur störte ihn das nicht. Noch die Jacke umhängen, dann konnte er gehen.

Mit taumelnden Schritten näherte er sich der Tür. Plötzlich fiel ihm ein, daß sie ja abgeschlossen war. Er würde nicht rauskommen und für immer ein Gefangener bleiben, zumindest so lange, bis Leila es sich anders überlegt hatte und ihn befreite.

Lino schaffte es, vor der Tür stehenzubleiben. Er traute sich allerdings nicht, die Klinke mit den Händen zu berühren. So hob er seinen Arm an und berührte mit dem Ellbogen die Klinke.

So ließ sie sich bewegen.

Es gab ihm Mut. Er klemmte den Ellbogen zwischen die Klinke und dem Holz der Tür ein, gab den Druck nach innen und schrie vor Freude auf, als er sah, wie sich die Tür öffnete.

Frei! Endlich frei!

Lino Davenport dachte nicht mehr. Er reagierte nur noch automatisch. Er war jetzt kein richtiger Mensch mehr. Er fühlte sich wie eine Kreatur, die nach langer Gefangenschaft endlich in die herrliche Freiheit entlassen worden war.

Und so stolperte er nach draußen.

Es gab keinen Flur, kein anderes Zimmer, er konnte direkt in die Natur hineinlaufen, die hier noch in Ordnung war.

Er sah sogar das grüne Wasser des kleinen Teichs in der Nähe

schimmern und die Büsche und Bäume, die am Ufer standen. Jetzt war er auf dem Weg zum Auto.

Mit ihm war er gekommen, mit ihm wollte er auch wieder los. Trotz seiner Hände mußte er sich überwinden und sich hinter das Steuer setzen. Er fuhr einen Mitsubishi der oberen Mittelklasse. Den Wagen hatte er nicht abgeschlossen, doch als er auf ihn zulief, da schaute er sich zum erstenmal seine Hände richtig an, die er in die Höhe gehalten und so gedreht hatte, daß er sie richtig erkennen konnte.

Ja, sie waren es.

Es waren seine Hände, aber sie sahen aus wie die eines Fremden. Im hellen Licht betrachtet sahen sie noch weit schlimmer aus. Er konnte nicht davon ausgehen, daß es seine Hände waren, seine eigenen Hände, die da wie verbrannte Lappen wirkten. Eine schwarze Haut, zu Fetzen geworden, die nach unten hingen.

Davenport konnte es nicht fassen. Er stand vor seinem Wagen, die Ellenbogen auf das Dach gestützt. Er schüttelte den Kopf, er hörte sich selbst weinen und jammern, und er spürte, wie seine Lippen zitterten, als würden Finger daran zerren.

Sein Hals saß zu. Er schluckte trotzdem. Er würde es schlucken müssen, auch das verfluchte Grauen, das hinter ihm lag. Unfaßbares Grauen. Ein Mensch, der keiner mehr war. Eine Frau, die zur Bestie mutiert war, die Männer verbrennen wollte.

»Zum Arzt«, flüsterte er. »Ich muß zu einem Arzt. Ich muß in ein Krankenhaus. Etwas anderes gibt es für mich nicht. Ich muß dahin. Ich muß es schaffen.«

Er wußte auch, daß er nicht lange zu fahren hatte. Das Haus befand sich am Rand der großen Stadt Glasgow. Mit dem Wagen würde er es in gut zwanzig Minuten erreicht haben.

Eine höllische Tortur, denn er wußte ja, daß er den Wagen mit seinen verbrannten Händen lenken mußte. Es würde verdammt schwer werden, aber er mußte es durchhalten. Etwas anderes gab es nicht für ihn. Alles andere war nicht möglich.

Lino Davenport schaffte es, die Wagentür aufzuschließen. Er saß schließlich hinter dem Lenkrad und stierte auf den Zündschlüssel, den er ebenfalls ins Schloß geschoben hatte.

Dann betrachtete er seine Hände.

Zum erstenmal entdeckte er die Blasen, die sich auf der verbrannten Haut gebildet hatten.

Lino startete einen ersten Versuch. Er umfaßte das Lenkrad - und schrie auf. Die Schmerzen tobten nicht nur in seinen Händen, sie schossen hoch bis in die Schultern, und wieder überkam ihn das Gefühl, als wäre das Feuer noch in ihm und würde auf kleiner Flamme weiterbrennen und allmählich auch seine Eingeweide verbrennen.

»Ich muß es schaffen!« keuchte er. »Ich muß es einfach schaffen! Ich

muß durchkommen! Ich muß…«

Er fuhr an.

Er lenkte, aber er schaffte es nicht mehr so, wie es sonst immer der Fall gewesen war.

Er streifte Büsche, sogar an der rauhen Rinde eines Baumstamms glitt er entlang, aber das waren Peanuts zu dem, was noch vor ihm lag. Der Schweiß rann in Strömen über sein Gesicht, und er dachte daran, daß auch er nach Feuer und verbrannter Haut roch.

Ich muß es schaffen! Immer wieder hämmerte er es sich ein. Ich muß es, verdammt, ich muß es…

***

Das gab es doch nicht, verflixt! Das war ja so gut wie unmöglich. Dieses Schwesternzimmer lag ungefähr in der Mitte des Flurs, ich hätte Betty demnach sehen müssen.

Doch sie war verschwunden!

Ich dachte nach und schaute mich in meiner näheren Umgebung wieder um. Natürlich gab es die Türen, die zu den einzelnen Krankenzimmern führten, aber auch hinter einer von ihnen hätte die Schwester in dieser kurzen Zeitspanne nicht verschwinden können. Ich hätte zumindest sehen müssen, wie sich eine der Türen schloß. Ich hatte auch kein Geräusch gehört, die Stille des Flurs hielt mich umfangen, jetzt auch nicht unterbrochen durch eine Musik, denn Betty hatte das Radio in ihrem Zimmer bei meinem Eintritt ausgestellt.

Da stimmte etwas nicht.

Oder machte ich mir wieder zu viele Sorgen? Sah ich bereits - bedingt durch meinem Job - schon Gespenster?

Ich wußte es nicht, ich glaubte auch nicht daran, denn bisher hatte ich immer sehr realistisch reagiert. Also wollte ich mir nicht eingestehen, daß hier andere Kräfte die Hände im Spiel hatten.

Nein, nein, ich hatte mich geirrt. Also würde ich, ohne zu fragen, nach einem Telefon Ausschau halten. Unten am Empfang hatte ich eines gesehen, doch ich wollte nicht erst dahin fahren, denn es gab sicherlich eines auf dieser Etage.

Bevor ich mich endgültig auf die Suche machte, schaute ich noch bei meinem Vater vorbei.

Er und Mutter sprachen leise miteinander. Sie hatte mein Eintreten gar nicht bemerkt, und ebenso leise und mit einem Lächeln auf den Lippen, trat ich wieder zurück.

Vom Gangende her, dort, wo der Lichthof begann und ich auch ein Telefon vermutete, hörte ich Stimmen. Drei Menschen in weißen Kitteln erschienen. Ein Mann und zwei Frauen, die den Mann in die Mitte genommen hatten. Ich ging davon aus, daß es sich um den Arzt handelte und vergaß zunächst das Verschwinden der Schwester Betty.

Die drei waren bereits aufmerksam geworden, da ich mitten im Gang stand und ihnen den Weg versperrte.

Die beiden Schwestern verschwanden, der Mann aber blieb stehen und ließ den Arm mit seinen Unterlagen winken. Er trug eine Brille mit rötlichem Gestell, die er jetzt abnahm. Sein blondes Haar war gewellt, er hatte es zurückgekämmt, und das Lächeln auf seinen Lippen war irgendwie abwartend.

»Sie haben auf mich gewartet?«

»Ja, wenn Sie der Arzt hier sind…«

»Das bin ich. Mein Name ist McLintock.«

»Ich heiße John Sinclair.«

Plötzlich lachte er. »Ja, damit haben wir schon gerechnet, daß Sie hier erscheinen würden. Sie sind der Sohn unseres ungeduldigen Patienten Horace F. Sinclair.«

»Das stimmt.«

»Wir haben schon von Ihnen gehört, Mr. Sinclair.«

»Bitte…?«

»Ja, Ihr Vater hat uns Ihren Besuch schon angedroht. Er erklärte uns, daß es hier rundgehen würde, wenn sein Sohn, der ja Polizist ist, auftaucht. Dann würde er dafür sorgen, daß man ihn entläßt und nicht länger hier in der Zelle festhält wie einen Gefangenen.«

»Trauen Sie mir das zu?«

McLintock schaute mich an und schüttelte den Kopf. »Nein, Mr. Sinclair, sicherlich nicht.«

»Mein Vater übertreibt gern.«

»Das hatte ich mir gedacht.«

»Aber er ist trotzdem der Grund, weshalb ich hier bei Ihnen erschienen bin. Außerdem hat meine Mutter ein Zimmer hier im Krankenhaus gemietet, um in der Nähe zu bleiben.«

»Das finde ich okay, und ich habe auch gern zugestimmt. Da hat Ihr Vater dann einen Blitzableiter.«

»Demnach scheint es ihm gutzugehen.«

Doktor McLintock legte seinen rechten Zeigefinger gegen das Kinn. »Es hat schon schlechter ausgesehen, als Ihr Vater eingeliefert wurde. Die Wunde hatte sich stark entzündet, und ich muß Ihnen ehrlich sagen, daß wir schon Sorgen gehabt haben. Aber es ist letztendlich alles gut gelaufen, wir haben im letzten Augenblick eingreifen können, so ist es nicht zum Schlimmsten gekommen.«

»Darf ich fragen, wie es ausgesehen hätte?«

»Ja, das dürfen Sie, Mr. Sinclair. Wir hätten ihm den Arm amputieren müssen.«

»Das ist nicht gut.«

»Weiß ich, Mr. Sinclair. Wie gesagt, es ist gutgegangen, dank der Antibiotika, und jetzt hoffen wir, daß in den nächsten Tagen keine

Komplikationen auftreten.«

»Das läßt mich aufhorchen, wenn Sie von restlichen Tagen sprechen.«

Er lächelte. »Sicher, wir wollen Ihren Vater ja nicht länger als nötig hier im Krankenhaus behalten. Ich schätze, daß er in drei bis vier Tagen wieder nach Hause kann.«

»Es wird ihn freuen.«

»Wollen Sie es ihm sagen?«

»Nein, Doktor, tun *Sie* das. Ihnen wird er sicherlich mehr glauben als mir.«

»Auch als Arzt macht es Spaß, positive Nachrichten zu geben und…« In der Nähe öffnete sich die Tür eines Krankenzimmers. Eine der beiden Schwestern, die mit McLintock gekommen waren, schaute durch den Türspalt.

»Können Sie bitte mal kommen, Doktor?«

»Sofort.« Er nickte mir zu und verschwand. Ich blieb wieder allein zurück. Dabei hatte ich den Mann noch nach der Krankenschwester fragen wollen, nun ja, die Antwort würde ich mir woanders holen. Ich ging wieder den kurzen Weg zurück zum Schwesternzimmer. Ich klopfte an. Ein »Come in« war die Antwort, und als ich die Tür öffnete, klang mir das vertraute Blubbern einer Kaffeemaschine entgegen.

Eine kleine Blondine schaute mich an. »Sie sind sicherlich der Sohn.«

»Sieht man das?«

»Ja.«

»Sie haben recht. Mein Name ist John Sinclair.«

»Und ich bin Schwester Lisa.« Da ich an der Tür stehengeblieben war, bat sie mich herein und bot mir eine Tasse Kaffee an. »Er ist frisch.«

»Dann nehme ich eine.«

Die Schwester klapperte mit dem Geschirr, als sie es aus dem Schrank holte. »Milch und Zucker, Mister?«

»Nein, schwarz bitte.« Ich hatte mich auf einen Stuhl gesetzt, der in der Ecke stand. Neben mir stellte die Schwester die gut gefüllte Tasse auf den Tisch und setzte sich an die andere Seite des Tisches.

Wir probierten beide, und ich nickte Lisa zu. »Wunderbar«, lobte ich sie und den Kaffee. »Den kann man trinken.«

»Das meine ich auch. Er ist übrigens säurearm.« Nach dem dritten Schluck sagte Lisa: »Ich bin zwar kein Arzt, aber mehr als zehn Jahre in diesem Job, da kann ich ohne weiteres sagen, daß Ihr Vater nicht mehr lange bei uns bleiben wird. Er hat es fast überstanden, obwohl die Wunde böse aussah.«

»Das erzählte mir auch Doktor McLintock. Aber mein alter Herr ist ein Nörgler.«

»Nein, das nicht.« Lisa schüttelte den Kopf und errötete. »Auf keinen

Fall ist er das. Er ist eben ein etwas ungeduldiger Patient.«
»Ich glaube es Ihnen aufs Wort. Und deshalb wird auch meine Mutter hier wohnen. Darüber wollte ich vorhin schon mit Ihrer Kollegin sprechen, Lisa.«
»Mit welcher Kollegin?«
»Mit Schwester Betty.«
»Bitte?«
»Schwester Betty!« wiederholte ich.
Lisa stellte die Tasse zurück auf die Untertasse. »Tut mir leid, aber ich kenne keine Schwester Betty.«
»Sie ist heute den ersten Tag hier auf der Station. Zumindest hat sie mir das gesagt.«
»Aha…«
Ich schüttelte den Kopf. »Wieso aha? Sie haben das Wort so seltsam betont.«
Lisa lehnte sich zurück und schlug ihre kurzen Beine übereinander. »In der Tat.«
»Und was ist der Grund?«
Sie schaute mich direkt an. »Der Grund ist Schwester Betty. Es gibt hier keine Schwester Betty. Nicht mal in diesem Hause.«
Sie wollte weitersprechen, was ich merkte und deshalb den Arm hob. »Moment mal, Lisa. Sie sind sich also sicher, daß es keine Schwester Betty in diesem großen Haus gibt?«
»Ja!«
»Auch nicht auf den anderen Stationen?«
»Ja!« Diesmal nickte sie.
Ich wollte mich noch nicht geschlagen geben und sagte deshalb: »Das Krankenhaus ist ziemlich groß, Lisa. Ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, muß ich doch daran zweifeln, daß Sie alle Kolleginnen genau kennen - denke ich mir.«
»Da haben Sie falsch gedacht, Mr. Sinclair. Ich kenne alle meine Kolleginnen, denn ich bin so etwas wie eine Amme für sie. Ich bin die Oberschwester, ich habe die Aufgabe, sie einzuweisen, wenn sie neu hier anfangen. Und eine Schwester Betty gibt es hier wirklich nicht, glauben Sie mir. Wir haben alle möglichen Namen, aber keine Betty.«
»Das ist ein Ding«, murmelte ich. Zugleich dachte ich daran, daß diese schöne und exotische Krankenschwester so rasch verschwunden war und ich mir darüber bereits meine Gedanken gemacht hatte. Jetzt wurde mir erzählt, daß es sie gar nicht geben konnte. Das Rätsel verdichtete sich und mein mulmiges Gefühl ebenfalls.
Wir schauten uns an.
Lisa hob die Augenbrauen. Sie wollte lächeln, aber es gefror schon im Ansatz, weil sie erkannte, daß es mir verdammt ernst damit war. »Können Sie mir denn diese Schwester Betty beschreiben?«

Ich lachte scharf auf. »Und wie ich das kann. Sie ist wirklich einmalig. Diese Schwester Betty vergißt man so leicht nicht. Sie ist eine Wucht, eine Schau, wie immer man das nennen mag. Sie ist - nun ja, ich könnte sie mir auch in einer Bar vorstellen. Eine Farbige, aus Mittelamerika, schätze ich.« Anschließend folgte die Beschreibung, und Schwester Lisa hörte mir dabei sehr genau zu.

Auch ich ließ sie nicht aus den Augen, und ich merkte, daß sie mit meinen Ausführungen tatsächlich etwas anfangen konnte. Kaum hatte ich das letzte Wort gesprochen, da nickte sie mir zu.

»Ja, Mr. Sinclair, Ihre Personenbeschreibung war ausgezeichnet, Kompliment. Sie haben das geschulte Auge eines Polizisten.«

»Danke. Sie haben so ausgesehen, als wäre Ihnen die Frau bekannt vorgekommen.«

»Das ist sie auch.«

»Also doch eine…«

»Nein, Mr. Sinclair«, unterbrach sie mich lächelnd. »Sie haben soeben eine Patientin von uns beschrieben.«

»Die sich dann einen Schwesternkittel übergestreift hat.«

»Falsch.«

»Wieso?«

»Die Patientin gibt es nicht mehr. Sie ist leider vor einiger Zeit hier im Krankenhaus gestorben.«

»Was?« rief ich so laut, daß Lisa erschrak.

»Bitte, Mr. Sinclair, so ist es gewesen. Betty Connaro ist hier im Krankenhaus gestorben.«

»Und wie lange ist das her?« flüsterte ich.

»Keine Ahnung. Nun ja, einige Wochen sicherlich. Auf keinen Fall mehr als vier.«

Das mußte ich zunächst verdauen. Wieder rief ich mir in Erinnerung, was da passiert war. Ich hatte mich mit ihr unterhalten, völlig normal. Sie hatte sich im Schwesternzimmer aufgehalten, dann war sie in den Flur gegangen und verschwunden.

Darüber sprach ich mit Lisa, die mir genau zuhörte und sich dann schüttelte. »Das ist ja furchtbar«, sagte sie später. »Das ist ja grauenhaft, beinahe wie in einem Gruselfilm.«

»Ich widerspreche nicht.«

»Aber sie ist tot gewesen.«

»Das glaube ich Ihnen, Lisa. Darf ich Sie fragen, woran Sie gestorben ist? An welcher Krankheit?«

»Sie starb wegen ihrer schwerer Verbrennungen. Betty Connaro ist in ein Feuer geraten, aus dem sie zwar hervorgeholt wurde, aber es war für sie leider zu spät. Auch wir konnten nicht mehr helfen, die Verbrennungen waren einfach zu schlimm.« Mit einer Fingerspitze tippte Lisa gegen ihre runde Nasenkuppe. »Eines war allerdings

seltsam. Darüber haben wir uns alle gewundert.«
»Was denn?«
Sie hob die Schultern. »Nun ja, es ging da um ihr…« Sie lachte. »Es hört sich schon fast pervers an, wenn ich das sage. Aber es ging tatsächlich um ihr Hinterteil.«
»Was war damit?«
Lisa hob die Schultern. »Bitte, lachen Sie nicht, doch was ich Ihnen sage, das stimmt. Sie war dort tätowiert, und genau diese Tätowierungen zogen sich hin bis zu den Oberschenkeln.«
»Daran erinnern Sie sich genau?«
»Sicher.«
»Auch an Einzelheiten, was diese Bilder, angeht. Ich meine, es gibt ja die unterschiedlichsten Motive von Tätowierungen. Da hat man…«
»Vergessen Sie das, Mr. Sinclair. Ich kann mich auch nicht so an Einzelheiten erinnern, ich könnte sie Ihnen in ihrer Gesamtheit erklären, wenn Ihnen das hilft.«
»Bitte.«
»Mir kamen sie sehr fremd vor. Drachen, Schlangen und ähnliche Fabeltiere, allerdings nicht groß, sondern klein.« Sie zeichnete mit den Händen nach, was sie meinte. Die Motive mußten eben auf den Po und auf einen Teil der Oberschenkel passen. »So und nicht anders ist es gewesen.«
»Das ist in der Tat seltsam«, murmelte ich. »Haben auch Kolleginnen diese Tattoos gesehen?«
»Sicher.«
»Dann brauche ich sie wohl nicht zu befragen?«
»Nein, Mr. Sinclair, das brauchen Sie beim besten Willen nicht. Betty Connaro ist an ihren schweren Verletzungen gestorben, das ist und bleibt eine Tatsache.«
»Und wurde begraben.«
»Natürlich.«
»Kennen Sie auch den Ort?«
»Nein, aber das läßt sich ja feststellen.« Sie schaute mich skeptisch und auch ein wenig ängstlich an.
»Bleiben Sie denn noch immer bei der Behauptung, Betty Connaro gesehen zu haben, Mr. Sinclair?«
»Ja, dabei bleibe ich.«
»Wären Sie mir sehr böse, wenn ich Ihnen sage, daß dies überhaupt nicht möglich ist?«
»Überhaupt nicht böse. Ich kann Sie sogar verstehen. Das ist völlig normal.«
»Meine ich auch.«
»Trotzdem werde ich mich um den Fall kümmern.«
»Was?« flüsterte die Schwester. »Um eine Tote?«

»Das ist mein Job.«

»Wollen Sie vielleicht das Grab öffnen lassen und nachschauen, ob sie wirklich tot ist?«

»Wenn es sein muß, auch das. Zunächst einmal frage ich mich, weshalb sie hier wieder aufgetaucht ist und so schnell verschwand wie ein Gespenst.«

Ich hörte die Frau scharf atmen. »Mr. Sinclair, Sie machen mir angst, wenn Sie so reden.«

»Pardon, das wollte ich nicht. Es ist auch nicht Ihr Problem, sondern das meinige. Eine Frage hätte ich trotzdem noch.« Ich beugte mich seitlich über den Tisch. »Wissen Sie mehr über die Verstorbene? Ist Ihnen bekannt, wo sie herkam, was sie gemacht hat, beruflich, meine ich?«

»Nein, das weiß ich nicht.«

»Wer könnte es wissen?«

»Wir werden natürlich noch Unterlagen haben. Sie als Polizist können da Einsicht nehmen. Es gibt den guten Geist des Hauses. Das ist Schwester Claire. Sie arbeitet…«

»Ich kenne sie bereits.«

»Wenn Ihnen jemand Auskünfte geben kann, dann sie, denn Claire archiviert die Unterlagen.«

Ich stand auf. »Herzlichen Dank, Lisa, Sie haben mir wirklich sehr geholfen.«

Aus ihrer Sitzposition schaute sie zu mir hoch, und in ihrem Gesicht malte sich Furcht ab. »Mr. Sinclair«, flüsterte sie. »Darf ich Ihnen eine Frage stellen?«

»Jederzeit.«

»Glauben Sie an Geister?«

»Sie denn?«

»Keine Ahnung«, murmelte die Schwester, wobei sie den Kopf senkte, die Schultern aber anhob.

»Wenn ich ehrlich sein soll, haben Sie mich richtig unsicher gemacht.«

»Dann will ich Ihnen gegenüber auch ehrlich bleiben. Ich glaube nicht nur an Geister, ich weiß, daß es Wesen zwischen Himmel und Erde gibt. Auch wenn sie schwer zu beschreiben sind, sie existieren.«

»Komisch, Mr. Sinclair. Wie Sie das sagen, kann man es direkt glauben.«

Ich lächelte ihr zu. »Zerbrechen Sie sich darüber nicht den Kopf, Lisa. Die Patienten sind für Sie wichtiger.«

»Das denke ich auch.«

Ich ging zur Tür. »Falls Ihnen noch etwas einfällt, Sie werden mich bei Schwester Claire erreichen.«

»Gut.«

»Um eines möchte ich Sie auch noch bitten.« Ich schaute erst in den Flur, ob die Luft rein war.

Dann sagte ich: »Bitte, behalten Sie unsere Unterhaltung für sich. Zu keinem ein Wort, auch nicht zu Dr. McLintock.«

»Darauf können Sie sich verlassen, Mr. Sinclair. Man würde mich hier auslachen und mich fragen, ob ich verrückt bin.«

»Das denke ich auch.« Ein kurzer Gruß noch, dann war ich aus dem Zimmer, blieb im Flur stehen und atmete zunächst einmal tief durch. Jetzt konnte kommen, wer oder was wollte und versuchen, an irgendwelchen Dingen zu drehen, aber es ließ sich nicht ändern. Ich war mal wieder auf einen Fall gestoßen und fühlte mich wie ein Stück Eisen, das von einem Magneten angezogen wurde. Ich wollte einfach nicht glauben, daß jeder gelogen oder sich etwas eingebildet hatte. Schließlich war die Person Betty auch von mir gesehen worden.

Wenn alles zutraf, hatte ich eine lebende Tote gesehen, auch wenn sie mir nicht so vorgekommen war. Aber sie mußte tot sein, sie war ihren Brandwunden erlegen.

Brandwunden - ausgerechnet!

Ich verzog die Lippen, als ich daran dachte. Unter dem hellen Kittel hatte sich bestimmt alles andere verborgen, als ein mit Brandwunden bedeckter Körper. Aber ich mußte den Aussagen der Fachleute einfach trauen. Da gab es keine andere Alternative.

Meinen Vater wollte ich zu diesem Zeitpunkt nicht besuchen. Er hätte mich bestimmt durch seine Fragen aufgehalten, die unseren letzten Fall betrafen, und das konnte ich mir nicht leisten.

Wichtig war für mich diese Schwester Claire, die ich bereits kannte. Ich hatte sie als sehr energische Person eingeschätzt. Sie war eine kompetente Frau, die sich auf ihrem Gebiet sicherlich auskannte.

Derartige Mitarbeiter brauchte man, und im Lift nach unten irrten meine Gedanken wieder ab, denn die schöne Betty wollte mir nicht aus dem Kopf. Warum hatte sie sich ausgerechnet in der Etage herumgetrieben, auf der mein alter Herr lag? Zufall oder Absicht?

Wenn ich über den Begriff Absicht nachdachte, rann es mir kalt den Rücken hinab. Dann wurde mir mehr als komisch, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß mein Vater irgendeinen Kontakt zu dieser Person gehabt hätte.

Der Aufzug stoppte im Eingangsbereich. Ich verließ die Kabine und stellte fest, daß die Leere hier unten verschwunden war. Um diese Zeit herrschte bereits mehr Betrieb. Besucher kamen, an der Rezeption wurden Fragen gestellt, und einmal sah ich sogar Claire durch den Gang hasten. In ihrem gelben Kostüm leuchtete sie wie ein Fanal. Sie redete dabei auf zwei Personen ein, die sie begleiteten.

Ich konnte sie jetzt nicht stören, näherte mich aber dem Büro von der Gangseite her. Die Tür war nicht geschlossen. Ich schaute in den

Raum, in dem Claire nicht allein arbeitete, denn ein junger Mann hockte vor einem Computer und schaute mit gerunzelter Stirn auf den Bildschirm, als würde er die Welt nicht mehr verstehen.

Als ich im nachhinein klopfte, schrak er zusammen und drehte den Kopf nach links.

»Hallo«, sagte ich.

»Was wollen Sie?«

»Mit Schwester Claire reden.«

»Sie ist nicht hier.«

»Das sehe ich. Wissen Sie, wann sie zurückkommt?«

Der Knabe lehnte sich nach hinten und bog den Rücken durch. »Das kann ich Ihnen nicht sagen.« Er schob sich einen Kaugummi zwischen die Zähne.

»Wo kann ich Sie finden?«

»In der Notaufnahme, aber da dürfen Sie nicht hin.«

»Das dachte ich mir. Dauert es länger?«

Er zeigte plötzlich Interesse. »Was wollen Sie denn überhaupt von ihr?«

»Nur reden.«

»Dann warten Sie?«

Ich ging darauf nicht ein. »Wie komme ich zu dieser Notaufnahme?«

»Sie dürfen da nicht hin, Mann!«

Ich zeigte ihm meinen Ausweis, der ihn wenig beeindruckte. Er gehörte sowieso zu den coolen Knaben, die so cool waren, daß ihr Hirn beinahe einfror.

»Na und?«

»Ich will nicht hinein, ich möchte nur, daß Sie mir den Weg erklären, okay?«

»Ja, verstanden.« Das Telefon summte. Er wollte mich loswerden und erklärte mir mit drei, vier Worten, wie ich zu gehen hatte. Als er abhob, bedankte ich mich und war wenig später verschwunden.

Der Weg war nicht weit. Ich fand den Flur schnell, zudem wies mich auch ein Schild darauf hin.

Und dann passierte es.

Die Schreie konnten mich nur aus der Notaufnahme erreicht haben. Sie waren schrill und angsterfüllt, und mir war klar, daß dort etwas passiert sein mußte.

Ich stürmte los.

Sehr weit brauchte ich dabei nicht zu laufen. Was immer sich in der Notaufnahme abgespielt hatte, es war nicht mehr dort geblieben, denn es lief mir entgegen, und meine Augen weiteten sich…

***

Immer wenn es brannte wurde Schwester Claire geholt. Das war sie

gewohnt, da war sie dann in ihrem Element, da tat sie sich hervor, und da war sie gefordert.

Sie lief mit eiligen Schritten zur Notaufnahme, denn von dort war der Anruf gekommen. Sie wußte nie genau, um welch eine Verletzung es sich bei dem Eingelieferten handelte. Eines aber mußte stimmen: die Bürokratie. Schwester Claire brauchte den Namen und auch die Unterschrift des Mannes, falls es zu einer Operation kam. Alles mußte seine Richtigkeit haben, auch der Versicherung gegenüber.

Sie hastete davon. Es war immer eilig, und die beiden Begleiter, deren Fragen sie abwimmelte, verschwanden schließlich Die Notaufnahme lag im Seitentrakt. Gänge und Flure verbanden ihn mit dem übrigen Krankenhaustrakt. Claire wunderte sich, daß kein Krankenwagen auf der Zufahrt stand, wie sie mit einem schnellen Blick durch ein Fenster feststellen konnte. Der Patient müßte auf eine andere Weise in die Notaufnahme gelangt sein.

Das war schon seltsam.

Etwas irritiert hastete sie weiter.

Man sah die Hektik nicht, man spürte sie. Schwester Claire stieß die Tür des großen Raumes auf, der mit modernsten Geräten ausgerüstet war, wo aber auch alte Tragen und Liegen noch ihren Platz hatten. Auf einer lag der Verletzte.

Manchmal waren mehrere Liegen belegt, heute zum Glück nur eine. Eine Ärztin stand neben dem Mann, zwei Schwestern hatten bereits seinen Oberkörper freigemacht, waren jetzt zur Seite getreten, so daß Claire den Eingelieferten sehen konnte.

Das Gesicht war schweißüberströmt und schmerzverzerrt. Eine äußerliche Verletzung war bei dem Mittdreißiger nicht zu erkennen. Claire trat an die Liege heran. Das entsprechende Formular lag bereits auf der harten Unterlage, den Kugelschreiber hielt sie bereits in der Hand. Sie wollte zuerst die Personalien aufnehmen und sah plötzlich, was mit dem Eingelieferten passiert war.

Die Hände und die Arme waren total verbrannt. Es gab die Haut nicht mehr als solche. Sie war schwer, dunkel wie Teer und hatte Blasen geworfen. Claire war keine Ärztin, aber schon beim ersten Blick wußte sie, daß es dem Mann verdammt schlecht ging und auch weiterhin schlechtgehen würde, denn die Arme und seine Hände würde er nie mehr so benutzen können wie früher.

Sie wunderte sich, daß nur die Hände und die Arme verbrannt waren. Möglicherweise hatte er die Hände irgendwo eingetaucht.

Die verbrannte Haut roch widerlich. Claire mußte sich beinahe übergeben.

»Machen Sie schnell, Claire!« drängte die Ärztin. »Wir müssen sofort etwas tun. - Er hat sich noch selbst hergefahren.«

Die Schwester warf der Frau einen ungläubigen Blick zu, stellte aber

keine weiteren Fragen.
Desgleichen wunderte sie sich, daß der Patient sein Bewußtsein noch nicht verloren hatte, er schien verdammt viel aushalten zu können.
Claire kannte ihren Spruch, und sie setzte ihn auch jetzt ein. »Ihnen wird gleich geholfen«, sagte sie mit leiser Stimme. »Zunächst muß ich einiges von Ihnen wissen. Es geht auch schnell.« Dabei dachte sie daran, daß dieser Mann wohl nicht mehr in der Lage war, mit den verbrannten Händen einen Kugelschreiber festhalten zu können, um ein Formular unterschreiben zu können.
»Fangen Sie an.«
Claire nickte. Über den beinahe geschäftstüchtigen Ton hatte sie sich gewundert.
»Ihr Name?«
»Lino Davenport.«
»Geboren - wann und wo?«
Sie erhielt die Daten. Sie fragte mit der Routine einer Frau ab; die es schon unzählige Male getan hatte. Nichts konnte sie so leicht aus der Ruhe bringen. Sie durfte sich in bestimmten Dingen einfach keine Gefühle leisten, aber heute wunderte sie sich über den Mann, der nicht mal stöhnte, nur hin und wieder die Lippen verzog oder sie zusammenpreßte, als wollte er keine Schwäche zeigen.
Plötzlich lachte er. Claire war schon fast am Ende. Sie traute sich nur nicht, den Verletzten auf eine Unterschrift anzusprechen, aber das Lachen irritierte sie schon.
»Was haben Sie, Mr. Davenport?«
»Mir wird heiß.«
»Bitte?«
»Mir wird so heiß.« Er sprach jetzt schnell und keuchend. »Glaubt nicht, daß das Feuer schon gelöscht ist. Glaubt es nicht. Sie bringt es mit. Sie ist der heiße Wahnsinn. Was sie gesät hat, wird auch geerntet werden. Sie hat ihr Zeichen gesetzt. Sie wird uns alle fordern. Sie stellt die Gesetze auf den Kopf. Sie ist…«
Er lachte plötzlich und richtete sich mit einem so heftigen Ruck auf, daß Claire erschrak und von der Liege wegtrat.
Die Ärztin hatte zugeschaut. Sie eilte auf die Liege zu. Sie wollte dem Mann sagen, daß er sich wieder zurücklehnen müßte, aber das tat er nicht. Er blieb hocken. Sein Gesicht war verzerrt, er hob die Arme an und stierte dagegen.
»Mr. Davenport - bitte!«
»Nein!« brüllte er die Ärztin an. »Nein. Das Feuer in mir! Es lebt, verdammt noch mal, es lebt!«
Er riß die Arme hoch, um sie allen zu zeigen.
»Hören Sie auf!« schrie die Ärztin.
»Nein, nein! Es ist in mir! Das Feuer brennt weiter! Sie hat es mir

gegeben! Es hört nicht auf, ich…«

Er verstummte, aber er schaute dabei so intensiv auf seine Hände, daß die Blicke wie eine Botschaft für die übrigen Personen wirkte, die ebenfalls gegen die ausgestreckten Arme und die Finger blickten.

Die Ärztin, Claire und auch die anderen Helfer kümmerten sich um nichts anderes mehr als nur um den Verletzten, der auf seiner Liege hockte und wie ein gräßlich, aber perfekt geschminkter Schauspieler wirkte. Keiner traute sich, nahe an ihn heranzugehen, es wurde sogar still, und deshalb war sein Flüstern besonders gut zu hören. »Das Feuer ist in mir. Es ist heiß. Es wird sogar noch heißer. Es wird lodern, brennen und auch verbrennen!« Er rollte mit den Augen. »Nichts rettet mich mehr, einfach gar nichts!«

So etwas hatten die Anwesenden noch nie erlebt. Selbst Claire nicht, die schon einiges in dieser Station gesehen hatte. Sie war die älteste, sie trug eine gewisse Verantwortung, und sie wollte die Tatsachen nicht so einfach hinnehmen.

Deshalb mußte sie etwas tun.

Sie beugte sich zu dem Verletzten hinunter. Mit ruhiger Stimme redete sie auf ihn ein. »Bitte, Mr. Davenport, bitte. Sie müssen jetzt die Nerven bewahren. Wir wollen Ihnen nur helfen, wirklich nur helfen. Es muß schnell gehen. Vielleicht können wir noch etwas retten, Mr. Davenport…«

Er schüttelte den Kopf.

Dann knurrte er.

Danach drehte er den Kopf.

Claire sah dies alles. Es war normal für sie und trotzdem war es unnormal. Sie kam mit der Lage nicht mehr zurecht. Aber sie hatte den Startschuß gegeben, und jetzt wollte sie auch bis zur Ziellinie aushalten.

Noch immer saß der Patient in einer gedrehten Haltung auf der Liege. Er starrte die Frau an. Sie sah seine Augen, und sie glaubte, in ihnen etwas Bestimmtes zu lesen.

Mitleid überkam sie. Dieser Mann litt. Sie wollte ihm helfen. Er mußte sich wieder hinlegen.

Freiwillig würde er es nicht tun, es bedurfte schon einer kleinen Nachhilfe, und so streckte sie die Arme aus, um ihn zu berühren und ihn nach hinten zu drücken.

Der erste Kontakt mit der Haut des Verletzten war entstanden. Leicht nur und trotzdem intensiv.

Claire war keine Person, die viel Angst zeigte. Hier aber durchströmte sie das Gefühl der Furcht, und es entlud sich in einem Schrei, der klirrend aus ihrem Mund drang. Das Zischen war darin untergegangen, aber es hatte seinen Grund gehabt, denn als sie den Schmerz an ihren Fingerkuppen der linken Hand spürte und

nachschaute, da sah sie plötzlich, wie verbrannt die Haut war.
Eingeschrumpelt, rötlich, sogar leicht dunkel. Da kam einiges zusammen, und Claire konnte es nicht fassen.

»Da - da«, flüsterte sie, drehte die Hand und sorgte dafür, daß die Ärztin ihre beiden Fingerkuppen sah. »Schauen Sie sich das an. Ich, ich habe ihn nur berührt. Mein Gott, was ist das nur gewesen? Er ist heiß wie eine Herdplatte. Sie, Sie verbrennen sich die Finger, wenn Sie ihn anfassen. Wir müssen...«

»Bleiben Sie von ihm weg!«

Claire nickte. Sie ließ den rechten Arm sinken. Noch immer brannten die Kuppen des Zeige- und Ringfingers. Sie hätte sie am liebsten in ein Wasser getaucht, das aber traute sie sich nicht, denn ein Zwang sorgte dafür, daß sie immer nur auf diesen Verbrannten schaute, der weiterhin auf der Liege hockte.

»Feuer!« flüsterte er. »Feuer! - Es ist in mir, es ist so heiß. Es brennt durch. Es wird mich verbrennen. Es ist der Hauch der Hölle. Die Flammen des Teufels. Es ist einfach grauenhaft!« Er schüttelte sich und saugte den Atem ein.

Auch die Ärztin war ratlos. Dabei mußte sie sich innerhalb weniger Sekunden entscheiden, denn es ging nicht, daß sie den Verletzten seinem Schicksal überließen.

Etwas Unheimliches geschah. Aus dem offenen Mund drangen feine Rauchschwaden, grau und braun zugleich, die sich wolkenartig vor dem Gesicht verteilten. Sie verströmten einen schrecklichen Geruch. Brannte der Patient innerlich?

Plötzlich hatte der Verletzte seinen Mund noch weiter aufgerissen, und die ersten Flammen schlugen daraus hervor. Gleichzeitig sprühten sie aus dem Körper. Sie tanzten plötzlich über die Arme, die Beine, und der Mann schwang sich als lebende Fackel herum, so daß es aussah, als würde der von der Liege zu Boden fallen, aber er hielt sich noch auf den Beinen und richtete sich ruckartig auf.

Brennend stand er auf.

Das war zuviel für die Anwesenden.

Sie kamen mit dieser schrecklichen Tatsache nicht zurecht, und als sich der Verletzte bewegte, da bewegten sie sich ebenfalls.

Es gab nur noch eines.

Flucht!

Die Flucht vor dem Grauen...

***

Mir liefen verschiedene Personen entgegen, aber nur eine von ihnen kam mir bekannt vor. Es war Schwester Claire in ihrem gelben Kostüm. Die andere Frau war wohl eine Ärztin, zwei Pfleger rahmten sie ein, und die Personen füllten die Breite des Ganges aus, so daß ich

nicht vorbeikam.

Ich hatte mich an die Wand gedrückt. Claire erkannte mich. Als sie mich passierte, blitzte für einen Moment das Erkennen in ihren Augen auf, dann war sie schon vorbei.

Und ich lief dorthin, wo sich das Geschehen abgespielt haben mußte. Die Schreie der Flüchtenden verstummten allmählich im Eingangsbereich des Krankenhauses.

Und ich sah wenig später den Grund ihrer Flucht. Da hatte ich die Tür zur Notaufnahme geöffnet.

Ein Mensch brannte.

Er stand nicht auf der Stelle. Er irrte durch den Raum, ein Vorhang aus kleinen Flammen hüllte ihn ein. Dahinter war sein Gesicht nur schwerlich zu erkennen. Es sah so aus, als würde sich die Haut allmählich lösen und zerfließen.

Der Mann bewegte seine Arme.

Er riß sie hoch, er schwang sie zurück. Er schleuderte sich vor, er hielt sich aber dennoch auf den Beinen, auch wenn er rutschte. Dann prallte er gegen eine Liege, schob diese ein Stück weiter, drehte sich wieder und wuchtete sich erneut auf die Beine.

Ich war nicht am Eingang stehengeblieben. Der Geruch war furchtbar. Schatten tanzten durch den Raum und über das Muster der Bodenfliesen hinweg. Daß sich der Mann überhaupt noch auf den Beinen hielt, war für mich mehr als ein Wunder. Die tanzenden Flammen wollten einfach nicht aufhören.

Ich wußte selbst nicht, woher sie ihre Nahrung nahmen, aber immer wieder kochten sie hoch.

Ich spürte die Hitze, als ich mich der Gestalt näherte, die sich auf das Fenster zubewegte. Der Mann ging dabei rückwärts, er schaufelte mit den Händen. Während ich ihn nicht aus den Augen ließ, dachte ich an die Patientin Betty, die ebenfalls ihren Verbrennungen erlegen war. Für mich müßte es zwischen den beiden einen Zusammenhang geben, etwas anderes kam für mich nicht in Frage.

Er hatte das Fenster fast erreicht. Es bestand aus einem undurchsichtigen Glas. Die Helligkeit der Sonne ballte sich hinter der Scheibe zusammen wie eine verschwommene Kugel.

Wollte er sich durch das Fenster wuchten?

Nein, er hatte sich an der inneren Fensterbank nur abgestützt, denn plötzlich kam er vor.

Er wuchtete sich auf mich zu. Und er ruderte dabei mit den Armen wie jemand, der noch in den letzten Minuten seines Lebens eine bestimmte Gymnastik durchführen wollte. Er war einfach nicht zu halten, und er war dabei auf mich fixiert.

Mich wollte er. Seine Arme hatte er wie flammende Flügel ausgebreitet, um mich umfangen und an sich pressen zu können. Ich

wußte genau, worauf es hinauslaufen würde, und ich drehte mich so schnell wie möglich zur Seite, um nicht erwischt zu werden.

Er wirbelte an mir vorbei. Dabei bekam ich den heißen Hauch zu spüren, der mich als Feuergruß streifte, mich aber nicht verbrannte. Der Mann war nicht zu retten, nur wollte ich nicht, daß er noch den Raum verließ und durch die Tür in den Gang hineinlief. Ich mußte ihn stoppen und war schneller als er.

Ich hatte die Rollen unter einer der Trage gesehen, die nicht festgestellt waren. Blitzartig drehte sich die Trage herum und raste auf den brennenden Mann zu, und sie erwischte ihn, bevor er noch den Raum verlassen konnte. Hart rammte sie in seinen Rücken, brachte ihn ins Taumeln, und er riß die Arme in die Höhe, als wollte er irgendwo Halt suchen.

Der Körper wurde gegen die Wand dicht neben der Tür gewuchtet. Und dort brach er auch zusammen, denn die Rolltrage klemmte ihn noch ein wenig ein.

Ich war bei ihm.

Er wälzte sich auf den Rücken, wuchtete die Trage weg und starrte mich an.

Er schaute auf mein Kreuz, das ich inzwischen in der Hand hielt. Sein Gesicht - falls man es noch als solches bezeichnen sollte zeigte einen unbeschreiblichen Ausdruck. Panik, Angst, ein schreckliches Wissen, da kam alles zusammen. Genau dieser Ausdruck bewies mir, daß ich es hier mit teuflischen oder dämonischen Mächten zu tun hatte.

Plötzlich sanken die Flammen zusammen, obgleich sie von meinem Kreuz noch nicht berührt worden waren. Ein letztes Zischen, und es war vorbei.

Nichts ging mehr.

Vor mir lag ein verkohlter Körper, aus dessen schrecklich anzusehender Haut noch Rauch quoll, der mir ätzend in die Nase stieg, so daß ich den Kopf zur Seite drehte.

In meinem Magen saß ein widerlicher Druck. Auf der Zunge lag ein Geschmack, für den ich keine Worte fand, aber ich wußte genau, daß ich auch verloren hatte.

Der Mann lag da und rührte sich nicht mehr. Nur ein leises Knistern zeigte an, daß irgend etwas in oder an dem verbrannten Körper noch arbeitete, und ich fragte mich natürlich, wie es zu diesem Grauen hatte kommen können.

Langsam ging ich auf die Tür zu und öffnete sie. Im Gang hatten sich mehrere Menschen versammelt. Ein Mann trug einen Feuerlöscher. Er ließ ihn wieder sinken, als ich den Raum verließ und den Arm hob. »Es ist vorbei«, sagte ich.

Man schaute mich an. In den folgenden Sekunden war es still. Dann prasselten Fragen auf mich hernieder, von denen ich keine einzige

beantwortete. Ich sah einen Mann im steifen Kittel, der die Reihe der Wartenden durchbrach. Vielleicht war es der Chef des Krankenhauses.

Seine Wangen sahen aus wie Hamsterbacken. Das schwarze Haar trug er gescheitelt, auf der blassen Stirn schimmerte Schweiß. »Können Sie mir sagen, was hier passiert ist?« fragte er mich. »Ich bin Professor Gladstone und habe hier die Leitung.«

»In der Notaufnahme ist ein Mann verbrannt.«

»Ach ja? Einfach so?«

»Richtig.«

»Und Sie waren dabei?«

»Auch das.«

»Wer gab ihnen die Kompetenz?«

»Ich mir selbst.«

Professor Gladstone holte Luft, aber er hielt sie an, als er meinen Ausweis sah.

»Polizei…«

»Scotland Yard.«

»Dann ist da ein Verbrechen geschehen«, sagte er und stieß endlich die Luft aus.

»Das würde ich so nicht sagen.«

Ich richtete mich auf und deutete auf die Tür. »Ich möchte mir den Mann anschauen.«

»Gern, das können Sie, aber ich gehe mit.«

»Ist schon klar.«

Sicherheitshalber öffnete ich die Tür, schaute in die Notaufnahme, wo sich nichts verändert hatte.

Nur der beißende Geruch lag wie ein dünner Nebel über allem.

Ich ließ den Professor eintreten, der hustete, dann deutete ich auf die Leiche.

Gladstone trat näher heran. Er schüttelte den Kopf. »Himmel, das ist ja unfaßbar!« keuchte er. »Wie ist das nur möglich? Wie kann jemand so schrecklich verbrennen? Ich hörte, daß dies bei lebendigem Leib geschehen ist, Mr. Sinclair.«

»Das entspricht leider den Tatsachen.«

»Und wieso? Wieso konnte das geschehen? Ich bin Mediziner, ich habe viel erlebt, aber so etwas ist mir noch nie vorgekommen. Der Mann starb ja ohne äußere Einflüsse. Und er hat sich wohl auch nicht selbst angezündet, davon gehe ich aus.«

»Das dürfen Sie, Professor.«

»Dann verstehe ich gar nichts mehr.«

Ich überlegte. Sollte ich ihm etwas über meine Erklärungen sagen? Sollte ich den Begriff der magischen Selbstanzündung in die Debatte werfen?

Nein, das war nicht gut. Das behielt ich für mich. Er hätte es mir

nicht geglaubt, aber er wartete darauf, von mir eine Antwort zu bekommen. »Es tut mir leid, Professor, aber ich bin ebenfalls kein Mediziner. Ich weiß nicht, wie es zu einer Selbstzündung kommen kann. Da bin ich überfragt, wenn Sie verstehen.«

»Meinen Sie?«

»Sie müssen den Toten untersuchen lassen. Dann werden Sie möglicherweise eine Spur finden.«

»Das weiß ich selbst.« Erschaute mich böse an. »Was hat Sie überhaupt hierher geführt? Warum bin ich nicht informiert, wenn sich die Polizei in meinem Haus aufhält. Dazu noch Scotland Yard!«

»Ich bin privat hier gewesen, Professor Gladstone. Ich habe meinen Vater besucht, der in der sechsten Etage liegt. Einen dienstlichen Auftrag hatte ich nicht.«

»So ist das.«

»Dann hörte ich die Schreie, als ich im Begriff war, das Krankenhaus zu verlassen. Als Polizist ist man es gewohnt, nachzuschauen, und so bin ich in den Fall hineingerutscht. Alles andere ist jetzt Ihre Sache, Professor. Sie haben die Spezialisten hier, die sich mit der Leiche beschäftigen können.«

»Wie hieß der Mann?«

»Ich weiß es nicht?«

»Wer lieferte ihn ein?«

»Fragen Sie Ihre Ärztin.«

»Danke, das weiß ich selbst.« Er mochte mich nicht, und das beruhte wohl auf Gegenseitigkeit.

Ich ließ ihn stehen und ging wieder zurück. Die Menschen standen noch immer herum und warteten auf eine Erklärung, die ich Ihnen gab. »Professor Gladstone wird sich der Sache annehmen«, erklärte ich.

Ich hörte keinen Kommentar. Von den Gesichtern der Angestellten las ich aber ab, daß sie darüber nicht begeistert waren. Der Professor schien als Chef nicht eben beliebt zu sein.

Schwester Claire hatte ich unter den Wartenden nicht gesehen, und das war gut so. Ich mußte gerade mit ihr reden, und ich wußte auch, wo ich sie finden konnte. Sicherlich hielt sie sich in ihrem Büro auf.

Dort fand ich sie auch. Die Tür war geschlossen, aber ich trat einfach ein. Claire war überrascht worden. Sie schaffte es nicht, das mit Whisky gefüllte Glas so schnell verschwinden zu lassen und lächelte nur verlegen, als ich die Tür schloß. Zum Glück waren wir allein.

»Ich weiß jetzt, wer Sie sind, Mr. Sinclair.«

»Das ist gut. Darf ich mich setzen?«

»Bitte.«

Sie schaute mir zu und ließ mich nicht aus der Kontrolle. Claire gehörte nicht zu den dünnen Menschen. Sie war vollschlank, auf

ihrem Kopf wuchs das Haar kraus, und sie trug eine Brille mit weißem Gestell, das sich überdeutlich von ihrer dunklen Haut abhob. »Es hat doch sicherlich einen Grund, daß ausgerechnet ich Ihr Opfer bin.«

Ich schüttelte den Kopf. »Opfer dürfen Sie das nicht nennen, aber es geht mir schon darum, mit Ihnen, Claire, zu reden.«

»Weshalb?«

»Weil ich gehört habe - ach, geben Sie mir auch einen Schluck, den kann ich jetzt vertragen.«

»Ich hole ein Glas.«

»Lassen Sie das, ich trinke aus der Flasche.«

»Wie Sie wollen.«

Ich bekam die Flasche in die Hand gedrückt und ließ etwa die Menge eines Doppelten in meine Kehle gluckern. Das brauchte ich jetzt, auch um den Rauchgeschmack aus meinem Mund zu bekommen, der sich dort wie Leim festgesetzt hatte.

Als ich die Flasche wegstellte, wollte Claire noch einmal wissen, wie ich ausgerechnet auf sie gekommen war.

»Die Mitarbeiter haben mir berichtet, daß Sie jemand sind, der hier alles kennt, was die Belange der Verwaltung angeht.«

»Man übertreibt leicht.«

Sie wurde verlegen und ich lächelte. »Nein, nein, das glaube ich nicht. Es geht mir um einige Fragen, die eine Patientin von Ihnen betreffen.«

»Wie heißt sie?«

»Vorweg gesagt, sie war einmal Patientin hier. Aber sie ist verstorben.«

»Bei uns?«

»Ja.«

»Wann?«

»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen. Aber vielleicht erinnern Sie sich an den Namen. Sie hieß Betty Connaro.«

Claire schaute mich an, und ich sah, wie sich ihre Nasenflügel bewegten. »Betty Connaro, sagen Sie? Natürlich erinnere ich mich an Sie. Es war schlimm. Sie war eine exotische Schönheit, die in ein Feuer geraten war und so schwere Verbrennungen erlitten hatte, daß unsere Ärzte hier nichts mehr tun konnten. Sie starb leider. Es hat uns allen, die wir sie kannten, sehr leid getan. Sie war nicht zu retten.«

»Ja, das ist leider wahr.«

»Ich müßte nachschauen, wann sie genau starb. Es ist schon eine Weile her, Wochen oder Monate, so genau weiß ich es nicht. Aber wir führen ja eine Kartei. Und mit dem Computer ist das kein Problem.«

»Mich interessiert das Datum nicht, sondern nur die Person. Wissen Sie mehr über sie?«

»Kommt darauf an. Ich müßte mir schon ihre Karte ausdrucken

lassen, aber darauf stehen nicht die familiären Verhältnisse. Die Informationen beziehen sich einzig und allein auf die Krankheit oder die Verletzungen.«

»Sie verbrannte.«

»So ist es.«

Ich war nachdenklich geworden und fragte: »Wo oder wie geschah dies? Sind Sie darüber informiert?«

»Nicht genau. Es war wohl ein Unfall.«

»Mit dem Auto?«

»Nein, das nicht. Das weiß ich genau. Ich denke, daß es in ihrer Wohnung passiert ist. Wie mir bekannt ist, rannte sie schreiend auf die Straße, wo die Flammen dann gelöscht wurden. Ob sie aber so verbrannte wie der Mann in der Notaufnahme, das ist mir unbekannt. Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben.«

»Das ist im Moment nicht wichtig. Sie aber haben den Eindruck gehabt, daß bei ihr alles mit rechten Dingen zugegangen ist?«

Claire war etwas irritiert. Sie brauchte Zeit für eine Gegenfrage, nahm die Brille ab, faltete die Bügel zusammen und legte das Sehinstrument neben sich auf den Tisch. »Ich habe Ihre Frage zwar gehört, aber nicht begriffen. Können Sie sich da präziser ausdrücken?«

»Ich denke an ihren Tod.«

»Sie hat es überstanden. Die Ärzte haben alles getan, was in ihren Kräften stand, wie man so schön sagt. Sie müssen mir das glauben. Aber was sollte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein?«

Ich kam zunächst um eine Antwort herum, denn die Tür öffnete sich und Professor Gladstone schaute in das Büro. »Kann ich Sie mal sprechen, Schwester Claire.«

»Professor, ich…«

»Einen Moment noch«, mischte ich mich ein. »Ich bin noch nicht fertig, bitte.«

»Wieso? Was haben Sie…?«

»Auch wenn Sie in diesem Krankenhaus der Chef sind, Professor, aber das hier ist ein Verhör.«

»Ach ja?« Er ging nicht. »Um was geht es denn?«

Claire wollte schon antworten, aber ich kam ihr zuvor. »Bisher kann ich noch nichts Konkretes sagen. Sollten sich Ergebnisse einstellen, werden Sie informiert.«

Gladstone verstand den leichten Rausschmiß. Er zog sich zurück, aber mit wütenden Blicken.

»Puh«, sagte Claire und bewegte ihre rechte Hand auf und ab. »Dem haben Sie es aber gegeben.«

»Wieso?«

»Das ist er nicht gewohnt. Dieser Mann ist hier ein Halbgott in Weiß, wenn er Dienst hat.«

»Und wenn nicht?«
»Privat kenne ich ihn nicht, aber er hat sich damals auch um diese Betty Connaro gekümmert.«
»Danke für den Tip, aber ich möchte auf etwas anderes hinaus. Wissen Sie zufällig, wo Betty begraben wurde?«
»Nein.«
»Schade.«
»Ich habe mich nicht mehr um sie gekümmert, aber das läßt sich doch herausfinden.«
»Bestimmt. Eine Frage noch, die Betty Connaro angeht. Ist Ihnen oder den anderen, die mit ihr zu tun hatten, irgend etwas an ihr aufgefallen, Schwester? Denken Sie nach, jede Kleinigkeit oder Unstimmigkeit kann sehr wichtig sein.«
Sie runzelte die Stirn. »Nein, nicht, daß ich wüßte. Was sollte mir denn aufgefallen sein?«
»Das frage ich Sie ja.«
»Hm.« Claire überlegte. Sie gab sich Mühe, und dann nickte sie plötzlich. »Jetzt, wo Sie es erwähnen, fällt es mir wieder ein. Aber ich habe es nicht selbst gesehen, sondern nur von denen gehört, die sich um sie kümmerten.«
»Alles ist wichtig.«
Sie hob die Schultern und legte den Kopf schief. »Sie können mich auslachen oder auch nicht, Mr. Sinclair, aber meine Kolleginnen haben übereinstimmend ausgesagt, daß sie etwas überhaupt nicht begreifen konnten.«
Ich wurde neugierig. »Und das war?«
»Sie müssen wissen, daß Betty Connaro am gesamten Körper schwerste Verbrennungen aufwies. Es gab eigentlich keine Stelle, die von den Flammen nicht erfaßt worden war. Aber seltsamerweise war die Haut an ihrem Hinterteil und auch im Bereich der Oberschenkel nicht verbrannt. Dort gab es freie Stellen.«
»Kennen Sie den Grund?«
»Ja und nein. Ich habe mit den Kolleginnen darüber gesprochen und hörte, daß diese Stellen von Tätowierungen bedeckt waren.«
»Tattoos«, sagte ich.
»So nennt man sie wohl heute.«
»Sie haben also darüber geredet.«
»Das ist richtig.«
»Haben die Kolleginnen gesagt, welche Motive sich die Frau hat eintätowieren lassen?«
Claire schaute mich an, aber zugleich hindurch. Sie spielte mit ihrer Brille und dachte nach. »Das ist schwer«, murmelte sie. »Das ist so verdammt schwer, denn es liegt bereits einige Zeit zurück. Ja, ich glaube es zu wissen. Es waren ungewöhnliche Tattoos. Motive, mit

denen wir nichts anfangen konnten. Sie sahen irgendwie mythologisch aus, wenn Sie verstehen, Mr. Sinclair.«
»Noch nicht ganz.«
»Na ja, es ist mir unangenehm…«
»Das braucht es Ihnen auf keinen Fall zu sein.«
Claire ließ die Brille wieder los. »Man sprach von Drachen oder Schlangen. Irgendwas Dämonisches glaube ich, und genau diese Stellen hatte das Feuer ausgespart.«
Mehr wußte sie nicht, und ich sagte leise. »Das ist in der Tat seltsam, Claire.«
»Finde ich auch.«
»Haben Sie eine Erklärung?«
»Nein, haben wir nicht. Die Kolleginnen sahen es als spaßig an. Aber eines würde mich interessieren, Mr. Sinclair: Weshalb kümmern Sie sich so intensiv um diese tote Person? Was ist da geschehen? Hatten Sie einen besonderen Kontakt zu ihr?«
»Nein, das kann man nun wirklich nicht sagen, denn ich kannte sie gar nicht.«
»Und trotzdem wollen Sie soviel von ihr wissen. Warum?«
»Es gibt da Probleme.«
Claire lächelte. »Deren Lösung möglicherweise mit dem Mann in einem Zusammenhang steht, der verbrannte.«
»Richtig, Claire. Wie heißt der Mann eigentlich?«
»Lino Davenport.«
»Nie gehört.«
»Ich auch nicht. Aber er stammt von hier. Er gab mir noch seine Personalien. Sie wissen sicher, daß dies Vorschrift ist. - Er hat sich noch selbst herchauffiert.« Sie schlug sich gegen die Stirn. »Mit den Händen, mit den Verbrennungen, das muß man sich mal vorstellen.«
»Seine Anschrift haben Sie auch?«
»Ja.«
Ich schrieb sie mir auf, kam noch einmal auf Betty Connaro zu sprechen und fragte, ob ihr eingefallen war, wo sie begraben lag.
»Das kann ich Ihnen nicht genau sagen. Aber mir fällt ein, daß keine Verwandten kamen, als sie starb. Sie wird wohl auf einem Friedhof hier in der Nähe liegen. Es gibt da ein Feld für Arme. Kennen Sie sich hier in Glasgow und Umgebung aus?«
»Leider nicht.«
»Dann zeichne ich Ihnen die Strecke mal auf, die Sie fahren müssen, um zu dem Friedhof zu gelangen. Wie gesagt, ich habe keine Beweise, es ist eine Annahme von mir, aber eine schwache Spur ist besser als keine, auch wenn Sie mir nicht sagen wollen, weshalb Sie an Betty ein so großes Interesse zeigen.«
»Später, wenn alles vorbei ist, bestimmt.«

»Wenn ich Sie so reden höre, könnte man meinen, Betty sei gar nicht tot.«

Ich schwieg, und Claire ging zum Glück darauf nicht mehr ein, sondern versorgte mich mit einer guten Skizze, die ich einsteckte.

»Werden Sie sofort fahren?«

»Das hatte ich vor.«

»Und das Grab auch öffnen?«

»Nur wenn es nötig ist.«

»Mißtrauen Sie den Ärzten hier?«

Ich hatte mich erhoben. »Nein, Claire, bestimmt nicht. Es hat einen anderen Grund.«

»Gut«, sagte sie und hob die Schultern. »Ich sehe ein, daß ich mit meiner Fragerei auf Granit stoße. Ich wünsche Ihnen trotzdem alles Gute, Mr. Sinclair. Und natürlich viel Erfolg für das, was Sie vorhaben. Schlecht kann es wohl nicht sein, das sagt mir meine, Menschenkenntnis.«

»Sagt Sie Ihnen noch etwas?«

»Ja«, murmelte Claire. »Ich denke, daß Sie sehr vorsichtig sein sollten.«

»Das werde ich sein, Schwester, darauf können Sie sich hundertprozentig verlassen.«

***

Ich hatte die Klinik sehr schnell verlassen, saß in meinem Rover und studierte die Skizze. Der Friedhof lag nicht weit entfernt, und Claire hatte ihn als schmales Rechteck gezeichnet. Ob er von Häusern oder Grünflächen umgeben war, konnte ich nicht anhand der Skizze ablesen, jedenfalls lag er nicht weit vom Krankenhaus entfernt.

Es war schon seltsam, daß sich kein Verwandter um Betty Connaro gekümmert hatte, als sie starb.

Entweder gab es keinen Menschen, oder es steckte mehr, viel mehr dahinter, aber das würde ich noch herausfinden. Ich mußte immer daran denken, daß mir die Verbrannte auf der anderen Station begegnet war, und damals hatte sie alles andere als verbrannt ausgesehen. Sie war eine verdammt attraktive Frau gewesen. Aber hatte tatsächlich Betty Connaro vor mir gestanden, oder war es eine andere Person gewesen? Eine Zwillingsschwester vielleicht.

Es war alles möglich, und ich kam von dem Gedanken einfach nicht los, daß die rätselhaften Tattoos auf ihrem Hinterteil und den Oberschenkeln eine wichtige Rolle spielten.

Vor Jahren hatte ich einmal einen teuflischen Tätowierer erlebt, deshalb schloß ich einen magischen Einfluß dieser Tattoos von vornherein nicht aus.

Auf dem Weg zum Ziel passierte ich eine der Glasgower Vorstädte,

die selbst im Sonnenschein noch grau aussah. An einer Ampel stoppte ich. Den linken Blinker hatte ich gesetzt, denn in diese Richtung führte der Weg weiter. Er durchschnitt ein kleines Neubaugebiet. An einer Kreuzung orientierte ich mich erneut und stellte erleichtert fest, daß ich mich auf der direkten Strecke zum Friedhof befand.

Die hohe Mauer hatte bestimmt schon ihre Jahrzehnte auf dem Buckel. Sie umfriedete das Gelände wie ein mächtiger Schutz, aber ein breites Tor unterbrach sie.

Es stand offen.

Eine Trauerhalle mit Kapelle war zu sehen. Ich sah auch Menschen davor, die sich zu einer Beerdigung versammelt hatten. Unter einer Buche stellte ich den Leihwagen ab und dachte über meine weiteren Pläne nach. Ich wollte nicht unbedingt das gesamte Gelände nach einem bestimmten Grab absuchen, da gab es sicherlich jemanden, der mir Auskunft geben konnte. In der Gärtnerei vor dem Gelände wollte ich nicht nachfragen, sondern suchte einen Menschen, der hier Bescheid wußte.

Neben der Leichenhalle fand ich einen schmucklosen Anbau mit niedrigen Fenstern, durch die ich bequem schauen konnte. Die Einrichtung dahinter sah aus wie ein Büro.

Ich ging durch die Tür und klopfte an die nächstbeste Tür. Von draußen hatte ich gesehen, daß jemand arbeitete. Eine Frau in weißer, hochgeschlossener Bluse und mit streng zurückgekämmten Haaren. Sie legte soeben den Hörer eines Telefons auf, als ich eintrat und drehte sich auf dem Stuhl.

»Ja, Sie wünschen?«

»Ich hätte eine Frage«, sagte ich nach dem kurzen Gruß. »Es geht um ein bestimmtes Grab.«

Die Frau zog die Augenbrauen hoch. »Es tut mir leid, aber ich bin nicht befugt, Ihnen irgendwelche Auskünfte zu geben. Auch die Toten unterliegen einem gewissen Personenschutz, wenn Sie verstehen.« Sie hob einen Arm. »Aber Sie können gern einen Antrag stellen.« Die Frau schielte auf ihre Uhr. »Zudem habe ich gleich Pause, Mister.«

»Die kann noch etwas warten.«

»Bestimmen Sie das?« fragte sie und machte auf einmal einen kratzbürstigen Eindruck.

Ich knallte ihr meinen Ausweis auf den Schreibtisch und wurde dienstlich. »Sie werden mir jetzt die Auskünfte geben, oder Sie kriegen Ärger mit der Polizei.«

»Pah, wenn das so ist.« Fast angewidert schaute sie sich den Ausweis an und schüttelte den Kopf.

»Ja, so ist es.«

»Um was geht es?«

»Um eine Frau, die hier bei Ihnen begraben liegt. Sie heißt Betty

Connaro.«
»Ach ja. An die erinnere ich mich.«
Das wiederum wunderte mich, denn hier wurden ja ziemlich viele Menschen begraben. Da ist es nicht leicht, sich die Namen zu merken, aber Betty schien auch hier aufgefallen zu sein.
»Wieso erinnern Sie sich an diese Frau so genau?« wollte ich wissen.
»Das kann ich Ihnen sagen, Mr. Sinclair. Sie hat ein Armengrab bekommen. Das ist heute zwar häufiger als früher, aber üblich ist es nicht. Deshalb erinnere ich mich.«
»Okay, dann erklären Sie mir den Weg.«
Sie sprach jetzt schnell und leicht überhastet. Anscheinend wollte sie mich loswerden oder früh genug in die Pause kommen. Mir war es jedenfalls egal.
Ich bekam die Informationen, bedankte mich und wünschte ihr beim Hinausgehen noch einen guten Appetit.
Sie gab keine Antwort.
Ich machte mich auf den Weg und mußte zunächst dem Trauerzug folgen, was mir nicht paßte. Ich wollte ihn auch nicht mit schnellen Schritten überholen und schlug mich deshalb in die Büsche.
Dort huschte ich über Gräber hinweg, und erst als ich den Zug überholt hatte, nahm ich wieder den normalen Weg.
Die Armengräber waren dort angelegt worden, wo der Friedhof nicht eben gepflegt aussah. Viel Gestrüpp, das wild durcheinander wuchs und nicht beschnitten wurde, Steine auf dem Boden, sogar Abfall entdeckte ich, und dazwischen lagen die Gräber, die auch keine Kreuze trugen, sondern einfach nur daran zu erkennen waren, daß man Holzbretter mit eingravierten Namen in die Erde gerammt hatte.
Ich suchte den der Frau.
Betty Connaro…
Allmählich wurde sie für mich zu einem Problem oder zu einem Alptraum, wie auch immer.
Suchend streifte ich durch das Gebüsch und mußte des öfteren Zweige zur Seite biegen, um überhaupt etwas erkennen zu können. Die Gräber waren zwar zu sehen, sie lagen dicht nebeneinander, aber hohes Gras und noch höheres Unkraut schützten es vor den meisten Blicken der Suchenden.
Aber ich fand das Grab.
Es war noch relativ frisch, und die Buchstaben auf dem Holz zeigten keine Anzeichen von Verwitterung.
Betty Connaro stand darauf, mehr nicht. Vor dem Grab blieb ich stehen, spürte den leichten Wind, auch die Wärme der Sonne und hatte trotzdem den Eindruck, leicht zu frieren. Was stimmt mit dieser Grabstätte nicht, über die der Wind strich?
Ich hatte keine Ahnung, aber ich wußte, daß es ein Rätsel um diese

Betty Connaro gab.

Etwas warnte mich.

Zuerst war es nur das komische Gefühl, dann hörte ich das Geräusch. Ein leises und irgendwie vorsichtiges Schaben, als wäre jemand dabei, Zweige zur Seite zu drücken.

Ich drehte mich um.

Tatsächlich bewegte sich das Gebüsch. An ein Tier glaubte ich nicht, und deshalb nahm ich an, daß mich ein Mensch unter Kontrolle gehalten hatte.

Die Bestätigung bekam ich, als ich plötzlich die hart klingende Frauenstimme hörte. »Gehörten Sie auch zu den Kunden dieser verdammten Nutte, Mister…?«

***

Ich tat zunächst einmal nichts, sondern blieb so stehen und ließ mir die Worte durch den Kopf gehen. Diese mir unbekannte Person hatte Betty Connaro als Nutte bezeichnet und damit wieder einen neuen Aspekt in diesen Fall gebracht.

Wieso Nutte? Betty war Krankenschwester gewesen. Oder hatte sie etwa auf zwei Hochzeiten getanzt?

Das wollte mir nicht in den Sinn. Zudem hatte es keinen Zweck, wenn ich mir den Kopf darüber zerbrach. Die Erklärung würde mir sicherlich geliefert werden, und ich drehte mich langsam um die eigene Achse, schaute aber nicht mehr auf das Grab, sondern nur zur linken Seite hin, weil sich dort etwas bewegt hatte.

Tatsächlich hatte die Frau hinter dem Gebüsch gewartet, und sie trat nun durch die Lücke hervor, die sie sich geschaffen hatte. Ich hatte sie noch nie gesehen. Sie war groß, ihr Haar war kurz, lockig und zeigte eine dunkle Farbe. Die Haut kam mir sehr hell vor, und die ungeschminkten Lippen zitterten. Sie trug Jeans, ein weißes T-Shirt und darüber eine dreiviertellange, rötliche Jacke mit aufgesetzten Taschen.

»Wieso Nutte?« fragte ich.

Die Unbekannte verzog das Gesicht. »Sie stehen doch am Grab dieser Connaro.«

»Das stimmt.«

- »Dann trauern Sie auch um sie, nicht?«

»Warum?«

»Mein Mann hat es wohl getan.«

Ich hob die Augenbrauen. »Ihr Mann? Sorry, aber davon weiß ich leider nichts.«

»Ist auch egal.«

»Darf ich denn den Namen Ihres Mannes erfahren, Madam?«

»Dürfen Sie. Er heißt Lino Davenport. Er hat diese Person immer gern

besucht.«

Ach du lieber mein Vater, dachte ich. Auch das noch. Vor mir stand die Frau des Verbrannten, aber ich wollte es genau wissen. »Dann sind Sie…«

»Ja, ich bin Camilla Davenport, die liebende Gattin dieses verfluchten Fremdgängers.«

»Das ist ein Ding.«

»Wieso?«

Ich hatte beschlossen, ihr nichts vom Tod des Mannes zu sagen, sondern kam wieder auf das eigentliche Thema zu sprechen. »Und diese Betty hier war ein Callgirl?«

»In der Tat. Leila hieß sie mit Vornamen.« Sie lachte. »Ist ja passend.«

»Komisch«, sagte ich.

»Was ist komisch?«

»Daß Sie eine Person besuchen, zu der Ihr Mann regelmäßig ging.«

»Da haben Sie recht.«

»Und warum taten Sie es?«

»Weil mein lieber Mann sie besuchte, als sie schon tot war. Oder nur so tat.«

»Moment mal, das ist etwas hoch für mich. Er besuchte eine Tote hier an ihrem Grab?«

»Nein, in Ihrem Haus.«

»Aha.«

»Sie begreifen nichts, Mister.«.

»Da haben Sie recht.«

»Dann frage ich mich, weshalb Sie hier überhaupt stehen und auf das Grab dieser Hure starren?«

Ich verzog den Mund. »Ehrlich gesagt, Mrs. Davenport, das frage ich mich jetzt auch.«

Sie kam näher. »Es hörte sich an, als stünden Sie der Person neutral gegenüber.«

»Wenn Sie mich als Kunden dieser Leila ansehen, so sind Sie auf dem Holzweg. Ich war nie bei ihr.«

»Trotzdem stehen Sie an Ihrem Grab und schauen es sich an wie ein armer Sünder.«

»Korrekt.«

»Warum?«

»Aus dienstlichem Interesse.«

»Oh, wie kommt diese Person zu der Ehre? Sind Sie Polizist?«

»Erraten.«

Jetzt war die Frau überrascht und wußte im ersten Moment nicht, was sie sagen sollte. »Bitte…?«

»Wollen Sie meinen Ausweis sehen?«

»Es wäre besser.«

Ich zeigte ihn ihr, und die Frau schaute ihn sich auch ziemlich genau an.

»Nun?«

»Es stimmt wohl.« Sie gab mir den Ausweis zurück, und ich sah, wie ihre Hand dabei zitterte.

»Dann haben wir beide wohl aneinander vorbeigeredet.«

»Das ist durchaus möglich, deshalb sollten wir die gegenseitigen Vorurteile aufgeben und vernünftig miteinander sprechen.«

»Ja, das denke ich auch«, murmelte sie und schaute sich dabei um. »Aber hier am Grab?«

»Haben Sie einen besseren Vorschlag?«

»Ich kenne in der Nähe eine Bank. Dort können wir uns setzen. Das wäre mir lieber.«

»Einverstanden.« Ich ließ Camilla Davenport vorgehen. Ich kam mir zwar fast wie ein Schuft vor, weil ich ihr den Tod ihres Mannes verschwiegen hatte, aber in dieser Lage war es nicht gut, wenn ich sie damit belastete. Sie wußte einiges und würde es mir unbelastet eher berichten.

Sie kannte sich tatsächlich aus. Wahrscheinlich ging sie den Weg nicht zum erstenmal, und die Bank war bald gefunden. Sie zeigte einen grünen Anstrich, fiel kaum auf und war von vier Seiten durch Hecken abgeschirmt. Zudem stand sie zwischen zwei Wasserbecken, in denen eine trübe Brühe schwamm. Auf der Oberfläche schaukelten noch einige Blätter.

Wir ließen uns nieder.

Es war still. Der Trauerzug hatte sich in eine andere Richtung bewegt, und es kamen auch keine fremden Besucher vorbei. Ein typischer Friedhofsgeruch umgab uns. Ich konnte ihn selbst nicht richtig beschreiben, aber er war eben vorhanden. Meiner Ansicht nach rochen die Pflanzen und Sträucher, aber auch die Bäume alle irgendwie nach Trauer und Tränen, als wollte sich die Natur vor dem Unausweichlichen verneigen.

Camilla Davenport saß neben mir. Sie hielt den Körper ziemlich steif, auch wenn der Kopf leicht gesenkt war. Die Arme hatte sie ausgestreckt, die Hände zusammengelegt und in Kniehöhe zwischen ihre Beine gedrückt. Nach einem tiefen Atemzug fing sie an zu reden. »Es ist nicht leicht für eine Frau, wenn sie zugeben muß, von ihrem Mann belogen und betrogen worden zu sein, Mr. Sinclair.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Sind Sie verheiratet?«

»Nein.«

»Das ist manchmal besser, aber ich habe es vor zehn Jahren getan und habe auch an das geglaubt, was mir meine Eltern immer sagten. Daß ein Leben ohne Ehemann und Kinder nichts ist und so weiter.

Kinder haben wir keine bekommen, aber mit dem Ehemann war das so eine Sache. Anfänglich ging alles gut, und erst im letzten Jahr kam ich dahinter, daß mich mein Mann mit dieser Person betrog.«

»Sie arbeitete tatsächlich als Callgirl?«

»Ja, so glauben Sie mir doch!«

»Sorry, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten, aber ich habe andere Informationen.«

Ihr Kopf ruckte nach links, so daß sie mich direkt anschauen konnte. »Welche denn?«

»Ich weiß, daß eine gewisse Betty Connaro als verletzte Person in einem Krankenhaus lag und dort gestorben ist, und zwar an irgendwelchen Verbrennungen. Mehr weiß ich leider nicht.«

»Da schließt das eine das andere doch nicht aus. Oder hat man sie vor ihrem Tod nach dem Beruf gefragt?«

»Nein.«

»Sehen Sie.«

»Ich sah sie nur als Krankenschwester.«

»Wann und wo?«

»Heute morgen, da war ich in dem Krankenhaus, in dem sie starb. Und sie erschien mir in Schwesterntracht, aber niemand kannte sie auf meine Nachfrage hin als Schwester und Kollegin. Sie war als Patientin bekannt, die starb, als ich den Mitarbeitern ihre Beschreibung gab.«

Camilla Davenport wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie starrte mich weiterhin an, schüttelte den Kopf und flüsterte dann: »Bitte, was haben Sie da gesagt?«

»Ich sah sie heute in ihrer Schwesterntracht.«

»Das ist unmöglich.«

»Warum?«

Die Frau lachte schrill. »Warum - warum? Wir beide haben vorhin vor ihrem Grab gestanden.«

»Stimmt.«

»Sie ist tot.«

»Sind Sie da sicher?«

Camilla holte pfeifend Atem. »Das hört sich an, als wären Sie es nicht, Mr. Sinclair.«

»Nein.«

»Ha!« Es traf mich ihre scharfe Lache. »Das können Sie doch nicht behaupten. Oder wollen Sie sagen, daß es Tote gibt, die leben? Wollen Sie das damit andeuten?«

»Durchaus.«

Sie schwieg. Sie sprang nicht auf. Sie schimpfte mich nicht aus. Sie hielt mich nicht für verrückt, sie sagte einfach nichts, und genau dieses Schweigen machte mich nachdenklich. Dafür mußte es einfach einen Grund geben.

»Was ist mit Ihnen, Mrs. Davenport?«
Camilla hob die Schultern. »Ich kann es schlecht erklären. Sie haben mich noch nicht danach gefragt, weshalb ich zu diesem Grab gegangen bin.«
»Dann frage ich Sie jetzt?«
»Ich war skeptisch«, flüsterte sie.
»Ich war einfach skeptisch und wollte es mir nicht eingestehen, daß sie möglicherweise nicht tot ist. Deshalb habe ich mir ihr Grab mit den eigenen Augen angeschaut. Können Sie das begreifen, Mr. Sinclair?«
»Nein, im Prinzip nicht. Es ist einfach nicht logisch, aber ich habe selbst erlebt, daß man damit nicht weiterkommt. Nur sehe ich das nicht als Grund für Ihr doch außergewöhnliches Verhalten an, Mrs. Davenport.«
»Da haben Sie recht.«
»Und weshalb gingen Sie zum Grab?«
»Es hing mit meinem Mann zusammen«, flüsterte sie und schüttelte dabei den Kopf.
»Aha.«
»Er ist anders, er ist - ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll. Ich war mir sicher, daß er sie heute wieder besuchen würde. Er hatte keine guten Ausreden mehr. Er schien gemerkt zu haben, daß ich etwas wußte, und er sprach von einem Besucher, den er vom Flughafen abholen mußte, aber ich habe ihm nicht geglaubt. Ich war auch zu stolz, um ihm nachzufahren oder ihn begatten zu lassen. Ich bin zum Friedhof gegangen und wollte sehen, ob dieses Weib wirklich unter der Erde liegt, damit mich mein Mann mit ihr nicht mehr betrügen konnte. Ich habe das Grab gesehen. Und jetzt habe ich Sie kennengelernt, Mr. Sinclair, und da bin ich mir nicht mehr sicher. Können Sie das nachvollziehen?«
»Ja, das kann ich.«
»Und was ist tatsächlich passiert?«
»Das wissen Sie bereits. Ich habe diese Person in der Schwestertracht im Krankenhaus gesehen.«
»Dann lebt sie.«
Ich hob die Schultern.
Camilla sprang auf. Sie deutete über die Lehne der Bank hinweg. »Wer liegt statt ihrer in diesem Armengrab?«
»Ich weiß es nicht.«
Sie ließ sich wieder auf die Bank fallen. »Mein Gott«, hauchte sie. »Das ist furchtbar und nicht zu glauben. Sie sind Polizist, Mr. Sinclair, und Sie müßten doch veranlassen können, das Grab öffnen zu lassen, denke ich.«
»Das wäre möglich.«

»Warum tun Sie es nicht?«
»Es wäre die letzte Möglichkeit, Mrs. Davenport. Ich möchte zunächst abwarten.«
»Weshalb?«
»Es kann andere Möglichkeiten geben.«
»Ha, ich weiß, an wen Sie denken. An meinen Mann, nicht wahr, Mr. Sinclair?«
»An ihn nicht.«
»Das begreife ich nicht. Warum denken Sie nicht an ihn? Es wäre die einfachste Möglichkeit.«
»Das schon, Mrs. Davenport. Aber lassen wir das zunächst einmal.«
»Sie haben recht. Er wird bei ihr sein.« Sie lachte plötzlich grill. »Bei einer Toten, die lebt. Das ist unglaublich!«
Ich wartete, bis sie sich beruhigt hatte. »Gehen wir einmal davon aus, Sie hätten recht, und einige logische Dinge wären auf den Kopf gestellt worden, dann würde es mich natürlich interessieren, wo ich Ihren Mann finden könnte. Er hat sie doch, wenn er zu ihr ging, in einer Wohnung besucht.«
»Ja, in einem Haus.«
»Sehr gut. Wo war es?«
»Nicht weit von hier. Sie wohnte ziemlich einsam. Sie hat sich da etwas eingerichtet…«
»Das hört sich an, als wüßten Sie Bescheid.«
»Weiß ich auch.«
»Sie waren dort?«
»Nein!«
»Woher dann?«
»Das kann ich Ihnen sagen, Mr. Sinclair. Ich bin ja auch nicht dumm, Mr. Sinclair. Ein ehemaliger Freund hat ihn verraten. Nicht direkt, aber er hat einiges angedeutet. Anscheinend waren mehrere Kollegen aus der Firma Stammkunden bei ihr. Ob bei einer Lebenden oder einer Toten, das weiß ich nicht. Letztere kann ich mir nur nicht vorstellen. Ich bin inzwischen der Ansicht, daß diese Person mehr als raffiniert war.« Sie nickte sich selbst zu.
»Sie hat es tatsächlich geschafft, ihren Tod vorzutäuschen. Wer weiß, wer dort im Grab liegt! Tatsächlich aber arbeitet sie munter weiter und macht die Kerle verrückt.«
»Dazu kann ich nichts sagen.«
»Weil Sie mir nicht glauben.«
»Das habe ich nicht gesagt.«
Sie ruckte wieder herum und schaute mich an. »Wollen Sie sich diese Nutte denn vornehmen, Mr. Sinclair? Sie sind Polizist, und wenn Sie Ihren Tod vorgetäuscht hat, ist das eine arglistige Irreführung. Oder?«
»So ähnlich.«

»Dann können Sie zuschlagen. Nehmen Sie keine Rücksicht, auch nicht auf meinen Mann. Er hat zwar nie zugegeben, daß er zu dieser Leila ging, aber ich weiß es, und ich werde ihn auch fragen, darauf können Sie sich verlassen, Mr. Sinclair.«

Jemand lachte.

Camilla Davenport verstummte, und ich sagte ebenfalls nichts, denn keiner von uns hatte gelacht.

Dazu war die Lage wirklich nicht angetan. Wir saßen da und laugten.

Sekunden verstrichen. Das Lachen wiederholte sich nicht. Nur das Singen der Vögel war zu hören, die dabei durch die Baumwipfel tobten.

Die Frau unterbrach das Schweigen. »Habe ich mich geirrt, oder haben Sie das Lachen auch gehört?«

»Ich hörte es.«

»Und?«

»Mich dürfen Sie nicht fragen, Camilla. Ich habe nicht gelacht. Aber es geschah genau in dem Augenblick, als sie so intensiv von Ihrem Mann sprachen.«

»Eben.«

Da wiederholte sich das Lachen. Lauter, schärfer und hämisch diesmal. Es war vor uns aufgeklungen, wo eine dichte Hecke stand.

»Da steht jemand!« flüsterte Camilla.

Sie hatte recht.

Es war wieder eine Frau. Diesmal lachte sie nicht, sondern fing an zu sprechen. »Dein Mann ist tot, tot. Er verbrannte ebenso wie ich. Aber ich lebe, und er ist tot…«

***

Es war warm, die Sonne schien, doch plötzlich schien Eis in der Luft zu liegen und uns zu umschlingen. Wir hatten die Stimme gehört und die Worte genau verstanden, die für Camilla Davenport einfach ein brutaler Schock sein mußten. Sie saß auf ihrem Platz, ohne sich zu bewegen.

Schließlich hob sie die Hände und preßte sie gegen ihr Gesicht, als wollte sie sich verstecken.

Alle Geräusche waren in den Hintergrund getreten, so hörten wir auch das Zwitschern der Vögel nicht mehr. Etwas Böses war erschienen und hatte von diesem Friedhof Besitz ergriffen. Etwas, das es nicht geben durfte, das einfach zu unbegreiflich war und das doch existierte.

Ich stand langsam auf.

In meinen Knien spürte ich den Druck. Dann spannten sich meine Sehnen, als ich gerade stand. Der Wind war nicht eingeschlafen. Er strich wie mit sanften Händen durch mein Gesicht, und er spielte auch

mit den Blättern der Büsche.
Ich hatte meinen Blick dorthin gerichtet, wo auch die Stimme aufgeklungen war. Leider war das Bugwerk zu dicht. Wenn sich eine Gestalt dahinter verbarg, war sie für mich so gut wie nicht zu gen. Camilla blieb sitzen, während ich vorging. Ich hätte die Frau gern getröstet, aber jedes Wort wäre irgendwie falsch gewesen. Sie mußte mit der neuen und schrecklichen Situation zunächst allein zurechtkommen.
Ich ging Schritt für Schritt. Das leise Knirschen des Bodenbelags begleitete mich wie eine Musik.
Und die Frau, die sicherlich Leila Connaro war, meldete sich kein zweites Mal. Geschickt hielt sie sich zurück und ließ ihre Worte wirken.
»Melde dich!« rief ich gegen die Hecke, als ich ungefähr die Hälfte der Distanz zurückgelegt hatte.
»Zeige dich, Leila! Oder soll ich dich Betty nennen? Wir beide kennen uns aus dem Krankenhaus…«
»Wie wahr, wie wahr.« Sie sagte es kichernd. »Wir kennen uns aus dem Krankenhaus. Du hast mich angestiert, wie alle Männer mich immer ansahen, und ich habe es genossen. Ich genieße es immer, wenn ich meinen Körper zeigen kann, und ich werde dir einen Gefallen tun. Nimmst du ihn an, Mister?«
»Welchen? Darauf kommt es an.«
»Ich werde dich zu mir einladen. Komm in mein Haus. Dort wirst du mich erleben, und du wirst dich in den Wonnen der Liebe räkeln. Es gibt keine Tabus. Du kannst machen, wonach dir der Sinn steht. Du kannst alles mit mir tun. Kommst du?«
»Ja, ich werde kommen.«
»Das ist gut.«
»Aber ich werde dir nicht in die Falle laufen wie Lino Davenport. Er ist verbrannt, und ich denke, daß es dein Feuer gewesen ist, das in ihm loderte.«
»Es stimmt.«
Ich ging weiter, was sie nicht wollte, denn sie befahl mir mit scharfer Stimme, sofort stehenbleiben.
»Keinen Schritt mehr, oder du wirst nichts, gar nichts erreichen.«
»Ich will wissen, warum er sterben mußte.«
»Weil ich es wollte.«
»Nur du?«
»Wer sonst?« höhnte sie.
»Es steht also keiner mehr hinter dir, der dir seine Kraft übermittelt hat?«
»Nein, ich bin allein in meinem Haus. Allein mit meinen Träumen und später auch mit dir. Du wirst es finden. Dieses Weib auf der Bank,

dessen Mann mich viel mehr mochte, kann es dir sagen. Sie hat versucht, ihn zu retten, aber es ist ihr nicht gelungen. Und dann steht sie vor meinem Grab um zu triumphieren. Darüber kann ich nur lachen, denn ich habe triumphiert, das muß auch sie mal begreifen…«

Sie wollte nicht mehr reden. Ich hörte ein Rascheln. Im hinteren Bereich des Buschwerks bewegten sich einige Blätter, und dann war sie weg.

Es brachte auch nichts, daß ich mich durch den Busch wühlte. Wie schon im Krankenhaus schien sich die Person in Luft aufgelöst zu haben. So blieb mir nichts anderes übrig, als wieder zurück zu der einsam auf der Bank sitzenden Frau zu gehen.

Camilla Davenport hatte sich nicht vom Fleck bewegt. Sie schaute zu Boden und gleichzeitig ins Leere. Auch als mein Schatten über sie fiel, blickte sie nicht hoch.

Zwar hatte ich es eilig, trotzdem wollte und durfte ich nichts überstürzen. Camilla Davenport sollte auf keinen Fall erschreckt werden. Neben ihr fand ich wieder meinen Platz und fragte sie mit leiser Stimme: »Sie haben es gehört?«

Camilla gab mir eine ungewöhnliche Antwort. »Die Vögel- singen wieder, Mr. Sinclair.«

»Ich höre es auch.«

»Das Böse ist verschwunden. Es hat sich aus dem Staub gemacht. Es ist weg.«

Ich nickte.

»Aber es ist nicht vernichtet, Mr. Sinclair. Nach wie vor kann es uns treffen.« Sie schüttelte sich.

»Wir haben es nicht geschafft. Sie existiert noch.«

Ich kam wieder auf meine erste Frage zurück. »Wenn Sie alles verstanden haben, werden Sie sicher einsehen, daß ich etwas unternehmen muß, Mrs. Davenport.«

»Natürlich.«

»Ich werde die Einladung annehmen und zu ihr gehen. Sie ist kein Trugbild, sondern wahrhaftig. Sie wird mich erwarten, und ich werde mich ihr stellen. Es ist die einzige Möglichkeit, auch wenn ich noch immer nicht weiß, was sie tatsächlich ist.«

Mrs. Davenport hatte mir sehr genau zugehört. Über die letzte Bemerkung dachte sie nach. »Was sollte Sie denn Ihrer Meinung, nach sein, Mr. Sinclair?«

»Das ist nicht einfach zu sagen. Sie sieht aus wie ein Mensch, sie bewegt sich wie ein Mensch, aber sie kann plötzlich verschwinden, als hätte es sie nie gegeben. Für mich ist es wichtig, dieses Rätsel zu lösen. Erst wenn ich das herausbekommen habe, weiß ich genau Bescheid. Sie muß ein Zwitter sein. Sie sieht aus wie ein Mensch, aber ob sie einer ist, weiß ich nicht.«

»Ein Geist…?«
»Nicht direkt.«
Camilla wechselte das Thema. »Ich will mit Ihnen fahren, Mr. Sinclair. Ich will sehen, wo sich mein Mann herumgetrieben hat. Wie er es trieb, und, verdammt noch mal«, fügte sie scharf flüsternd hinzu, »ich bin stark genug.«
Mit diesem Wunsch hatte ich gerechnet, aber ich hatte es nicht geschafft, die Antwort schon vorher zu finden. Für einen Moment rieselte es kalt meinen Rücken hinab, und ich sah, wie sich die Frau erhob und sich umdrehte. »Kommen Sie?«
»Allein!«
»Was heißt das?«
»Ich werde Sie nicht mitnehmen, Mrs. Davenport.«
Für einen Moment schaute sie zu Boden. Ihre Wangen zuckten, aber sie weinte nicht. Sie sagte nur:
»Es war mein Mann, Mr. Sinclair, es war mein Mann! Ich habe ein gewisses Recht darauf, auch wenn Sie es nicht verstehen wollen.«
»Es ist zu gefährlich.«
Ihr Lachen klang trocken. »Darf ich fragen, was ich noch zu verlieren habe?«
»Das Leben!«
»Na und?«
»Wirft man es so einfach weg?«
Sie streckte den rechten Arm aus und ballte ihre Hand zur Faust. »Mein Leben ist so gut wie zerstört. Ich will Rache. Ich will, daß diese Person vernichtet wird. Können Sie das nicht verstehen? Sie ist doch kein normaler Mensch, wie Sie es gesagt haben. Sie ist eine Person, eine völlig andere Figur. Sie muß getötet werden, sonst sterben auch andere Menschen durch ihre Hand.«
»Ich gebe Ihnen im Prinzip recht. Dafür jedoch bin ich zuständig.«
Sie schaute mich an. »Gut, dann werde ich Ihnen jetzt den genauen Weg erklären. Sie brauchen nicht mal weit zu fahren. Bringen Sie mich wieder zurück zur Leichenhalle. Auf dem Weg dorthin werde ich Ihnen sagen, wie Sie zu fahren haben.«
»Ja, sehr gut.«
Camilla Davenport hielt ihr Versprechen. Sie hatte sich wieder gefangen und reagierte ziemlich normal. Ich jedoch glaubte daran, daß diese Normalität mehr Tünche war, denn so richtig traute ich ihr nicht über den Weg.
»Viel Glück, Mr. Sinclair«, sagte sie, als ich die Wagentür aufschloß.
Ich wollte ihr noch etwas mitteilen, da hatte sie sich schon abgedreht und ging mit schnellen Schritten weg.
Sorgenvoll schaute ich ihr hinterher…

***

Die Beschreibung war nicht nur gut gewesen, sondern ausgezeichnet, und der Weg hatte mich in die Einsamkeit nahe der Großstadt geführt und auch bis zu meinem Ziel, das offen und trotzdem versteckt lag. Umgeben von einem ziemlich weichen, beinahe schon sumpfigen Gelände, mit einem kleinen Teich in der Nähe, wobei auf dem Boden das Gras noch grüner und saftiger wirkte als sonst.

Die Bäume waren Trauerweiden, deren Zweige nach unten hingen und manchmal aussahen wie überdimensionale Pilze. Eine schmale Straße führte am Haus vorbei, und ich rollte mit meinem BMW durch die Inseln aus Sonnenlicht.

Das Haus war von der Straße her zu sehen. Immer nur kurz, aber diese optischen Schnipsel reichten aus, um ein Bild herstellen zu können. Es war kein großes Gebäude, mehr ein Pavillon, der wie vergessen wirkte und so, als hätte er zu einem größeren Haus mit Garten gehört, wobei das große Gebäude abgerissen worden war.

Obwohl ich von dieser Leila oder Betty erwartet wurde, ließ ich den Wagen nicht dicht bis vor das Haus rollen, sondern fuhr die Straße entlang und stoppte erst, als mich eine ziemlich dichte und natürliche Deckung umgab.

Der BMW fand in einer schmalen Ausbuchtung am Straßenrand Platz, ich verließ ihn und ging die wenigen Meter wieder zurück, blieb aber dabei in Deckung.

Ich fand das Haus auf der von mir aus gesehen rechten Seite. Der Teich dahinter schimmerte wie ein großes, auf der Oberfläche grün gewordenes Auge. Noch immer zeigte der Himmel eine schon fast unanständige Bläue; es war auch wärmer geworden, aber nicht schwül, sondern angenehm. Derartige Tage sind hier in Schottland selten.

Ich fand Schutz hinter dem Stamm einer Buche und konnte mir das Haus genauer anschauen.

Der Pavillon hatte als Dach eine flache Kuppel. Es war eine Eingangstür vorhanden, die das graue Mauerwerk durchbrach, ich sah auch Fenster, aber ich entdeckte keine Scheiben in diesen Öffnungen. Entweder waren sie geschwärzt oder durch andere Dinge ersetzt worden.

Stille umgab diesen Teil der Natur. Der Teich lag ruhig, hin und wieder wurden die dünnen Zweige der Trauerweide durch einen Windzug bewegt, dann sahen sie aus, als wollten sie mir zuwinken.

Irgendwo über mir tobten Vögel durch die Kronen der Bäume, aber Menschen befanden sich nicht in der Nähe.

Ich wartete nicht länger ab. Es würde niemand kommen - so hoffte ich - und diese Leila oder Betty Connaro wartete sicherlich schon auf mich. Noch einmal schoß mir durch den Kopf, was ich von ihr wußte. Ich dachte daran, daß die ungewöhnlichen Tätowierungen auf ihrem

Körper trotz der Flammen nicht verschwunden waren. Sie hatten die Verbrennungen überstanden, und ich dachte daran, daß ich genau da einsetzen mußte.

Es würde sich alles ergeben.

Zum Haus hin führte ein Pfad. Sein niedriger Unkrautbewuchs war durch keine Reifenspuren geplättet worden. Die Kunden waren sicherlich nicht bis vor das Haus gefahren und hatten ihre Fahrzeuge auf dem Weg abgestellt. Der Untergrund war nicht naß, dafür weich.

Wurde ich beobachtet?

Nichts war zu entdecken. Das Haus lag in völliger Stille. Vom Teich her hörte ich das Quaken eines Frosches, und dieses Geräusch paßte zu der ländlichen Idylle.

Eine völlig normale Tür stoppte mich. Daß hier ein Callgirl seine »Arbeitsstelle« eingerichtet hatte, war kaum zu fassen. Da hätte man schon verdammt viel Phantasie haben müssen, um dies auch nur zu ahnen. Die Tür war völlig normal. Ich entdeckte kein rotes Licht, keine rote Klingel, aber den Lautsprecher einer Sprechanlage. Ich klingelte.

»Du kannst die Tür aufdrücken.«

»Okay, mache ich.«

Es summte, ich öffnete die Tür und schaute zu, wie sie aufschwang. Ein Flur nahm mich auf, mehr schon eine Höhle, die ziemlich düster war.

Das Gefühl, in eine Gefahr hineinzulaufen, war natürlich vorhanden, und ich bewegte mich dementsprechend vorsichtig weiter. Für meinen Geschmack war es zu dunkel, was sich aber änderte, denn seine Lichter leuchteten automatisch auf.

Sie waren an den Wänden befestigt und gaben einen matten Schein ab. Allerdings war er so stark, daß ich vor mir eine Tür erkennenkonnte, zu der ich hin mußte.

In meiner Nähe hielt sich kein Feind auf. Im Innern war der Pavillon wie ein Sechseck gebaut, er war also nicht nur rund, und deshalb paßte auch die zweite Tür.

Ich drückte die Klinke nach unten, zögerte aber, den dahinter liegenden Raum zu betreten, weil er mir einfach zu fremd vorkam.

Er war nicht so, wie man sich normalerweise das Zimmer eines Callgirls vorstellte. Ich hatte eher den Eindruck, eine kleine Sternwarte zu besuchen, denn eine ungewöhnliche Beleuchtung empfing mich, die über mir als zahlreiche kleine Sterne in einer Kuppel aufstrahlte und mir vorkam, als sollte sie einen Himmel nachstellen.

Ich mußte grinsen, als ich daran dachte, daß sich manche Männer bei den ›Damen‹ wie im siebten Himmel fühlten. Hier war das wohl dokumentiert worden.

Nach einem kurzen Stopp bewegte ich mich weiter, und hinter mir schlug die Tür zu.

»Willkommen…«

Die Stimme wehte mir entgegen, aber ich konnte die Frau noch nicht sehen, bis ich feststellte, daß sich vor mir, auf einem rechteckigen und schattenhaften Gegenstand etwas bewegte.

Sie saß auf ihrem Bett!

Nicht rund, nicht oval, sondern eckig. Beinahe war ich davon enttäuscht, aber das störte mich nicht, denn ich konzentrierte mich auf die Frau, die sich auf ihrer Liege bewegte, den Körper in die Höhe schob, was in der seltsamen Dunkelheit schlangengleich wirkte und mich in einer knienden Haltung erwartete.

Es war noch zu dunkel, was Leila mit einem Schnippen ihrer Finger änderte. Das Licht reagierte auf dieses akustische Signal. Die kleinen Lampen über mir am Himmel nahmen an Leuchtkraft zu und schickten ihre Strahlen nach unten, dem Bett entgegen, wo sich der Körper allmählich hervorschälte.

Das Licht war zwar hell, es wirkte trotzdem grau, weil einfach die Dunkelheit zu stark war. Da mischten sich Schleier und Finsternis zusammen, und es war kein schönes oder weiches Licht. Für meinen Geschmack hätte es auch eine begehbare Gruft oder ein Mausoleum ausleuchten können.

Leila hockte auf dem Bett. Ich sah sie jetzt besser. Ihr schwarzes, dichtes Haar schimmerte an verschiedenen Stellen, wo es vom Licht getroffen wurde. Das Licht fiel auch auf ihren dunkelhäutigen Körper, an dem sie keinen Fetzen Stoff trug. Nackt wartete sie auf mich, um mich in die Freuden der Liebe und in die Flammen der Hölle einzuweihen, denn bei ihr lag alles dicht zusammen.

Es gefiel ihr nicht, daß ich stehengeblieben war und nicht weiterging. Deshalb fragte sie mich:

»Willst du dich nicht setzen, John Sinclair?«

Aha, meinen Namen wußte sie auch schon.

»Nein, noch nicht.«

»Warum nicht?«

»Sie wissen selbst, weshalb ich gekommen bin.«

»Ach ja?«

»Ich will nicht mit Ihnen ins Bett, Leila, mich interessieren andere Dinge an Ihnen.«

Sie legte den Kopf schief und strich dabei mit einer Hand über die Bettdecke. »Ach ja? Welche denn? Es ist schon ungewöhnlich, daß sich ein Mann für mich interessiert und mich dabei nicht nur als Frau ansieht. Das mußt du mir erklären.«

»Du weißt es selbst.«

»Sollte ich das?«

»Manchmal interessiere ich mich für Feuer, für Flammen und Brände. Allerdings nur für ein besonderes Feuer, wenn du verstehst, was ich meine, Leila.«

»Nein, noch nicht…«

»Du bist eine Frau, ein Mensch.«

Ich sah das Schimmern in ihren Augen. Wahrscheinlich hatte sie es als Kompliment aufgefaßt. »Ja, das bin ich, und ich gebe auch zu, daß ich ein besonderer Mensch bin.«

»Der lebt?«

Sie lachte mich an. »Warum fragst du?«

»Ganz einfach, und die Antwort wirst du auch selbst kennen. Ich wiederhole sie trotzdem. Man, sagte mir, daß du in einem Krankenhaus deinen Brandverletzungen zum Opfer gefallen bist. Man hat dich auf einem Friedhof begraben. Aber jetzt sitzt du als Leila vor mir und nicht als Betty.«

»Begraben?«

»Das weißt du selbst, wir haben uns an deinem Grab getroffen.«

Sie kicherte plötzlich wie ein kleines Mädchen: »Wobei du das Grab nicht geöffnet hast?«

»Nein…«

»Willst du es noch öffnen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Es reicht mir, wenn ich dich vor mir sehe, Leila.«

»Wunderbar, Sinclair. Als was siehst du mich vor dir? Als Frau, als Verführerin, als Mensch…?«

»Unter anderem«, erwiderte ich, »aber das Wichtigste hast du vergessen, Leila.«

»Was denn?«

»Als Wesen, als Gestalt, die zwischen den Fronten steht. Nicht Mensch, nicht Wesen, vielleicht…«

Ich legte eine Pause ein. »Vielleicht als Dämonin.«

Sie lachte schrill. »Dämonin. Sehr gut, Sinclair, wirklich sehr gut. Gratuliere.«

»Jemand, der ein Feuer überstanden hat, der verbrannte, aber trotzdem lebt.«

»Ist das Widersinn?«

»Nein.«

»Gut, dann will ich dir eine Antwort geben. Ich bin nicht verbrannt, ich bin zwar gestorben, aber ich nenne es nicht so. Ich habe mich nur regeneriert.«

»Durch die Flammen?«

»Ja.«

»Kein normales Feuer, denke ich?«

»Nein.«

»Höllenfeuer?«
Wieder kicherte sie. »Was heißt hier Hölle? Es ist das Feuer meiner Heimat, eines mächtigen Freundes, eines Schamanen, wenn du es genau wissen willst. Eines Künstlers, der es geschafft hat, sich mit den Dämonen zu verbinden, der die Flammen beherrschte, weil man ihm die entsprechende Kraft und Macht gab.«
»Er also reinigte sich durch das Feuer.«
»Ja, er überwand den Tod.«
»Wie du?«
»Richtig.«
»Wer war er?«
Sie winkte ab. »Es ist nicht interessant, wer er gewesen ist, Sinclair.«
»Das klang, als gäbe es ihn nicht mehr.«
»So ist es. Er ist seinen Weg gegangen, aber er hat mich als seine Botschafterin geschickt. Er hat mich gezeichnet, er hat mich eingeweiht und mir erklärt, daß ich nach meiner Regeneration in eine Welt kommen werde, die anders ist als die normale. Es ist eine gewisse Stufe, aus der ich zurückkommen durfte. Durch seine Kraft und seine Beschwörungen hat er mich in einen Kanal geleitet, der dort endete, wo die Dunklen Engel leben, die Wesen, die noch nicht Geist und Mensch sind. Es ist die Stufe, die Menschen nicht kennen, doch wenn du willst, kannst du mich als einen Dunklen Engel wahrnehmen.«
»Einen Todesengel?«
»Feuerengel.«
»Noch besser. Welches Feuer?«
»Ich habe schon von einem reinigenden Feuer gesprochen. Du solltest mir zuhören.«
»Aber es hat dich verbrannt.«
»Ja«, flüsterte sie, »es hat meine Hülle verbrannt, meinen Körper, aber es hat ihn neu entstehen lassen, und meine Seele wurde gereinigt, denn mein Meister war stets bei mir, auch wenn ich ihn nicht mehr gesehen habe. Doch er hinterließ mir etwas…«
»Die Tattoos.«
»Ja, sein Erbe, seine Kraft.«
Ich nickte ihr zu. »Das akzeptiere ich so, Leila, denn ich hörte, daß die Schwestern und Ärzte im Krankenhaus verwundert waren, als sie sahen, daß Ihre Tätowierungen nicht verbrannten.«
»Es mußte so sein, denn es war das Erbe. Ich wiederhole es noch einmal. Das Erbe.«
»Und nun bist du wieder hier.«
»Stärker als zuvor. Voll innerer Kraft, versehen mit dem magischen Feuer meines Meisters, und ich habe den Männern angedroht, sie zu verbrennen.«

»Wie viele sind es gewesen?«

»Ich fing erst an, aber weitere werden folgen. Du bist der zweite, John Sinclair. Ich bin die Spinne, du bist die Fliege. Und dieses Haus ist mein Nest. Die Männer werden zu mir kommen, sie können nicht anders, wenn sie mich sehen. Sie unterliegen, sie fahren auf mich und meinen Körper ab, wenn ich ihnen das Feuer versprochen habe, aber sie haben nie gewußt, welches Feuer ich meine. Auch Davenport nicht. Er hat nicht geahnt, mit wem er es zu tun hat. Erst als er mich nehmen wollte, da bewies ich ihm, aus welch einem Reich ich stamme. Er konnte mich anfassen, für ihn war ich ein Mensch, doch in Wirklichkeit habe ich die Stufe verlassen und bin als Feuerwesen wieder zurückgekehrt, auch eingepackt in die menschliche Hülle.«

»Bist du die einzige?«

»Nein, das glaube ich nicht. Es gibt noch welche. Wir sind vielschichtig. Wir nennen uns Engel, um die Menschen zu täuschen, denn wenn sie den Namen hören, dann denken sie an das, was ihnen überliefert worden ist, aber sie denken nicht daran, daß wir vielschichtig sind und in den unteren Stufen nicht so handeln wie die Geister in den höheren, den Engeln, die von den Menschen verehrt werden. Wir wissen auch, daß wir die Stufe nie erreichen werden, denn wir haben uns für die anderen entschieden und fühlen uns dort wohl.«

Ich glaubte ihr jedes Wort, denn ich hatte vor nicht allzu langer Zeit selbst erlebt, wie gefährlich diese Feuerengel sein konnten. Da war jemand erschienen, der Menschen und Häuser in Brand gesetzt hatte, aber gestoppt worden war.

Hier sah ich eine ähnliche Person vor mir, nur griff sie auf andere Art und Weise die Menschen an, was aber nicht weniger gefährlich war, nur eben nicht so öffentlich.

»Komm her!« lockte sie mich. »Warum?«

»Du sollst mich anfassen.«

»Um zu verbrennen?«

»Nein, jetzt noch nicht. Zuerst möchte ich meinen Spaß mit dir haben. So ist es auch bei Lino gewesen. Er hatte seinen Spaß mit mir, und ich hatte ihn mit ihm…«

»Ich möchte noch eines wissen.«

»Genehmigt.«

»Warum hast du dich im Krankenhaus gezeigt?«

Diesmal lachte sie mich aus. »Kannst du dir das wirklich nicht denken? Ich wollte mich von meinem Erfolg überzeugen. Ich wollte sehen, wie mein erstes Opfer verbrannte, und ich habe es gesehen. Trotzdem haben mich die anderen nicht entdeckt. Ich stand zu gut geschützt, doch ich konnte alles sehr genau erkennen.«

»Das glaube ich dir. Warst du zufrieden?«

»Es war herrlich…«

Ich war schockiert, als ich hörte, wie despektierlich sie über Menschen sprach, denn es bewies mir, daß ihr ein Menschenleben nichts wert war.

Der Glanz in ihren Augen nahm einen anderen Ausdruck an. Mir kam er fraulicher, lockender vor, und ich glaubte zu wissen, was sie jetzt wollte.

Mich!

Sie schaute mich an.

Ich hielt ihrem Blick stand, und unsere Blicke trafen sich. Dabei überkam mich der Eindruck, als hätten ihre Pupillen die Augen verlassen und wären auf dem Weg zu mir, um mich zu verschlingen oder zu hypnotisieren.

Sie bannten mich.

»Komm«, sagte sie leise und lockend zugleich.

Etwas rieselte durch und über meinen Körper. Ich befand mich noch in Leilas Haus, in ihrer Welt, aber die war so wenig real, daß ich glaubte, den Bodenkontakt verloren zu haben und zu schweben.

Diese Person verfügte über eine ungemein suggestive Kraft, an die ich mich kaum gewöhnen konnte.

Ich war durcheinander, denn diese Macht drang zwar aus ihrem Innern, aber sie gehörte nicht ihr selbst. Sie wurde von einem anderen geleitet, der sein Erbe in ihr hinterlassen hatte und sehr mächtig war. Dieser Geist des Schamanen steckte auch weiterhin in ihr, und ich spürte ihn immer stärker.

Er stürmte gegen mich an.

»Komm, komm«, lockte sie, wobei ihre Stimme nicht mehr aus einer Richtung drang, sondern aus allen Richtungen zu kommen schien.

Ihre Macht fing mich ein, die Kraft sollte mich schwächen, was sie immer mehr schaffte.

Ich dachte an mein Kreuz! Noch wollte ich es zurückhalten, aber ich hatte es mir sicherheitshalber in die Tasche gesteckt, um mich wehren zu können, wenn es zu schlimm wurde.

Während ich wie ein Automat langsam nach vorn ging, dachte ich zugleich an andere Dinge, und zwar an die Herkunft dieser ungewöhnlichen Magie. Leila stammte aus Mittelamerika, wo die alten Kulte, besonders der Voodoo-Kult, immer wieder fröhliche Urständ feierten. Ich hatte schon oft genug damit zu tun gehabt, ich wußte genau, wie gefährlich es war, mit dieser Magie zu spielen, und ich wußte auch, wie man ihr entgegentreten konnte. Mit einem Gegenzauber, denn da reichte oft das Kreuz nicht. Die andere Magie bewegte sich manchmal in Dimensionen, auf die das Kreuz keinen Einfluß hatte.

Hier aber hatte ich Hoffnung, denn Leila hatte mich auf die

Engelmagie gebracht. Todes- und Feuerengel der unteren Stufe, von wo es einfach war, diesen Kanal zu verlassen und wieder als Regenerierte in die Welt zurückzukehren.

Deshalb war dieses Feuer auch nicht normal, sondern magisch. Zwar besaß es die Kraft, Menschen zu verbrennen und sie so aussehen zu lassen, als wären sie von normalen Flammen erwischt worden, aber im Endeffekt stammte dieses Feuer aus einer anderen Dimension.

Wir starrten uns noch immer an.

Nur ihre Augen sah ich.

Übergroß, kalt, düster und doch irgendwie erhellt. Als wären tief in den Pupillen schon die ersten Flammen gezündelt worden, um sich später zu einer regelrechten Brunst zu entwickeln, die mich zerstören sollte.

»Alle kommen zu mir. Alle wollen mich. Sie sehnen sich nach meinem Körper, nach dem Feuer der Liebe. Aber sie wissen nicht, wie feurig ich wirklich sein kann.«

Ich ging noch weiter vor. Die Welt um mich herum war eine andere geworden. Licht und Schatten verschwammen ineinander. Es entstand ein ungewöhnliches Grau, in dem sich blasse Farben mischten, das weder hell noch dunkel war.

Leila Connaro hatte vom Tunnel der ersten Stufe gesprochen. War es ihr gelungen, dieses Licht aus dem Tunnel mit in meine normale Welt zu bringen?

Möglich war alles, weil die Gebiete der Schwarzen Magie eben in ihrer Vielfältigkeit kaum zu übertreffen waren.

Ein leichter Druck stoppte mich. Es war die Bettkante, die ich berührt hatte. Mir kam es langsam vor, wie ich den Kopf anhob, und ich sah vor mir ein Bild wie ein Gemälde, das irgendwo noch im Dunst schwamm, sich sehr langsam nach vorn schob und allmählich an Klarheit gewann.

Es war sie, es war Leila, die Frau, der Mensch, der sich trotzdem verändert hatte, obwohl er noch immer gleich aussah. Aber ihr Blick und ihr Gesicht strömten etwas aus, das ich wie einen bösartigen Triumph der Hölle empfand.

Ich konnte das Rieseln auf meinem Rücken nicht verhindern. Kalte Schauer flossen über meinen Körper hinweg.

»Du bist ja doch gekommen«, hörte ich ihre Stimme. »Du bist meinem Ruf gefolgt…«

Ich enthielt mich einer Antwort, weil ich über bestimmte Dinge anders dachte. Ich wollte auch keinen sprachlichen Kontakt mit dieser Person, weil es mich zu stark abgelenkt hätte und ich auf keinen Fall in die anderen Kanäle eintauchen wollte.

Nur wenn ich einen klaren Kopf behielt, konnte ich dieser Zwangslage entwischen, obwohl ich mich zunächst freiwillig in die

Falle hineinbegeben mußte.
Es kam zum ersten Kontakt. Es war mir nicht aufgefallen, daß sie ihre Hände ausgestreckt hatte, ich merkte es daran, wie die Fingerspitzen über meine Handrücken strichen, als wären sie die Beine von Spinnen. »Du brauchst nicht mehr stehenzubleiben, John. Ich will dich auf meinem Bett haben. Ich will dich ebenso wie die anderen, verstehst du? Wehre dich nicht, John, es wird wunderbar werden, und du wirst auch einen Blick in meine Welt werfen können.«
Leila verstärkte den Druck. Sie hielt jetzt meine Gelenke umklammert und zog mich an sich.
Ich kniete plötzlich auf der Unterlage. Sie war weich, gab unter dem Druck nach. Ich zog das andere Bein an und bewegte mich durch eine Welt des Widerstands, als wäre ein dunkles Tuch über uns beide geschlungen worden.
Leila kniete, ich kniete. Wir schauten uns an.
Dicht an dicht befanden sich unsere Gesichter. Sie waren nur mehr eine Handbreite voneinander entfernt. Wenn wir atmeten, floß dieser Atem über unsere Gesichter hinweg. Dies wiederum machte mir klar, daß ich es bei Leila nicht mit einem normalen Zombie zu tun hatte, denn lebende Leichen atmeten nicht mehr, ebensowenig wie Vampire.
»Jetzt bist du bei mir«, flüsterte sie und strich mit ihren Händen über meinen Körper. Sie berührte meine Brust, sie ließ die Handflächen höher gleiten, sie tastete über mein Kinn hinweg, sie liebkoste mit den Fingerspitzen die Wangen, ließ sie, hochgleiten bis zur Stirn und strich mir wie eine liebende Frau eine Haarsträhne zurück.
Ich tat nichts, schaute ihr zu.
Der Körper vibrierte. Ohne es zu merken, hatte ich meine Hände um ihre Hüften gelegt. Ich fühlte ihre Haut. Sie war weder heiß noch stärker angewärmt. Sie war einfach normal. Es war kaum zu glauben, daß in ihren Adern kein Blut floß, sondern Feuer.
»Nimm die Hände höher«, flüsterte sie. »Berühre mich! Berühre alles an mir…«
Ich tat es, ohne darüber nachzudenken. Der Bann war immer stärker geworden. Dabei hatte ich mir vorgenommen, ihm nicht zu verfallen, aber wie es aussah, konnte ich diesen Vorsatz nicht einhalten.
Der Bann war einfach zu stark geworden, er packte mich, er drängte sich in mich hinein und übernahm die Kontrolle.
Unter meinen Händen spürte ich ihre Brust, und ich merkte, wie sich ihre Brustwarzen aufrichteten.
»So ist es gut!« gurrte Leila. »Ja, so ist es wunderbar. Ich gebe dir die Freude, und du gibst sie mir. So habe ich es mir gedacht. Es wird unser Spiel werden, allein unser Spiel.« Sie umfaßte wieder meine Handgelenke und drückte die Arme zur Seite, was einen ganz praktischen Grund hatte, denn sie wollte nicht mehr, daß ich so blieb,

wie ich jetzt war. Ich trug ihrer Meinung nach noch zuviel Kleidung, und sie fing damit an, mich von meiner Jacke zu befreien.

Ich bekam es mit, aber ich wehrte mich nicht. In meinem Kopf war einiges durcheinandergeraten.

Ich hörte ein fernes Trommeln, auch Stimmen, leise, geisterhaft, zugleich schrecklich schrill, so daß ich eine Gänsehaut bekam. Diese Stimmen gehörten keinen Personen, die sich sichtbar in meiner Nähe aufhielten, sie mußten sich in einer anderen Dimension befinden, in diesem Kanal eben, und sie hatten es geschafft, mit mir in Kontakt zu treten.

So klar dachte ich, und zugleich erfüllte mich eine unstillbare Sehnsucht danach, diesen Kanal, diese andere Welt besuchen zu dürfen. Leilas Macht und die ihres verstorbenen Meisters hatte meinen eigenen Willen zurückgedrückt.

Sie küßte mich.

Ich ließ es geschehen.

Ihre Lippen glitten über mein Gesicht hinweg. Es begann an der Stirn, dann wanderten sie weiter nach unten. Die Wangen, die Lippen, das Kinn, der Hals, überall hinterließen sie ihre Spuren, aber ich spürte keinen Speichel.

Dafür hatte ich meine Jacke verloren. Ihre Arme waren während der Küsse in Bewegung geblieben und hatten mir das dünne Hemd abgestreift. Hinter mir fiel es auf dem Bett zusammen.

Ich hörte mich selbst leise stöhnen, als Leilas Hände meine Wangen berührten, und ich konnte mich nicht mehr zurückhalten. Meine Hände gingen auf Wanderschaft.

Diese Frau war ein Vulkan, trotzdem wußte sie, was sie tat. Mit einer lockeren Bewegung nahm sie die Beretta an sich.

Ich ließ es geschehen, denn in dieser Situation dachte ich nicht mehr daran.

Sie hielt die Waffe in der rechten Hand und hob den Arm so weit an, daß ich meine eigene Pistole nicht nur sehen, sondern auch fühlen konnte, denn plötzlich preßte sich ein kalter Kreis gegen meine Stirn. Die Mündung meiner Waffe, was Leila noch mehr Stärke verlieh. Ihr Gesicht befand sich dicht dahinter, und es war verschwommen, wobei nur die Augen deutlich zu sehen waren, die auch zwei Raubtieren gehören konnten und nicht nur einem Menschen.

»Ich habe dich, John Sinclair!« hauchte sie. »Ich habe dich sogar doppelt. Mein Finger liegt am Abzug. Wenn ich abdrücke, rast die Kugel aus dem Lauf und wird deinen Kopf zerstören…«

Ich schwieg.

Sie lachte leise. »Soll ich…?«

Ich sagte nichts.

»Es würde mir Freude machen, es zu tun, aber du hast Glück, daß ich

eine andere bin, John. Ich stamme aus der fremden Welt, ich weiß über vieles Bescheid, und ich weiß auch, was meine eigentliche Aufgabe nach meiner Rückkehr ist. Ich muß genau die Kraft freilassen, die mir gegeben wurde und nun in mir steckt.«

Es lag auf der Hand, daß sie damit nur das Feuer meinen konnte, aber ich ging darauf nicht ein.

Trotzdem war ich froh, wie sich die Mündung der Beretta bewegte und an meiner Stirn nach unten glitt. Über die Nasenwurzel hinweg, dem Nasenrücken folgend, für einen Augenblick auf der Oberlippe verharrend, dann am geschlossenen Mund hinwegstreifend, am Kinn entlang, wo der Druck schließlich verschwand, denn Leila hatte ihren Arm zur Seite gedrückt.

Ich bekam mit, wie sie die Beretta zur Seite schleuderte. Die Waffe rutschte über die Bettkante hinweg und blieb auf dem Boden liegen.

»Jetzt sind wir wieder gleich«, flüsterte sie. »Jetzt kann das Spiel mit der feurigen Liebe beginnen.«

Sie lachte schrill auf und bog den Oberkörper zurück.

Provozierend nackt und breitbeinig kniete sie vor mir. Die Brüste entgegengereckt, die Hände in die Hüften gestützt, und sie gab mir Gelegenheit, aus meinem Traum zu erwachen.

Ich starrte sie an.

Ich hörte mich atmen.

Das graue Licht fiel über uns, als hätten sich die Sterne des Himmels verdunkelt.

Einen Arm bewegte Leila nach vorn. Dabei hielt sie die Hand ausgestreckt und schaute so intensiv auf sie nieder, daß auch ich ihrem Blick folgen mußte.

Sie schnickte mit den Fingern.

Plötzlich war es, als säße ein Zauberer vor mir, der mich mit seinen Tricks begeistern wollte, denn nach einem erneuten Fingerschnicken funkte es zwischen ihnen auf, und einen Moment später schoß eine kleine Flamme in die Höhe.

Ein kurzes Fauchen, dann stand sie daumenhoch von ihrer Hand ab. Sie erklärte mir mit Flüsterstimme: »Das ist der Beginn unserer feurigen Liebe, Sinclair…«

***

Worte die mich nüchtern machten. Der Vorhang war verschwunden, für den Augenblick sah ich klarer, und ich starrte die Flamme an, die sich nicht bewegte.

Es war ein Anfang. Es würde mich nicht wundern, wenn sie plötzlich nach einem weiteren Schnippen sich selbst in Brand steckte, um mich zu umfangen. So war es sicherlich auch bei Lino Davenport gelaufen, doch der war ich nicht.

Sie bewegte ihre linke Hand, auf der die Feuerzunge saß. Für einen Moment bekam sie Schwung und drückte sich zur Seite. Dann richtete sie sich wieder auf, kam auf mich zu, doch ich war darauf vorbereitet. Bevor ich die Flamme erreichte, drückte ich meinen Arm nach unten und hob ihn sofort wieder an.

Blitzartig packte ich das Gelenk der Person, hörte ihren überraschten Schrei und wuchtete Leila zurück, die ihre kniende Haltung verlor und auf das Bett fiel.

Seitlich blieb ich liegen. Sie bewegte ihre Feuerhand, die Flamme zuckte. Ich hörte ihr Lachen und wollte sie aus meiner Nähe haben. Dann war es wohl am besten, wenn ich sie vom Bett rollte.

Mit beiden Händen faßte ich zu - und schrie auf!

Plötzlich war ihr Körper glühend heiß geworden. Obwohl ich sie nur für einen Moment berührt hatte, jagte diese Hitze durch meine Arme, und das Loslassen glich mehr einem Reflex. Ich fürchtete mich davor, die Haut an den Händen verbrannt zu bekommen, und ich wollte nicht aussehen wie Davenport.

Es war mir gerade noch rechtzeitig gelungen, mich von Leila zu lösen. Nichts war verbrannt, aber ich traute mich nicht, noch einmal zuzugreifen, auch wenn sich die Frau vor mir auf dem Laken herumwälzte, als wollte sie mich locken.

Sie lachte.

Nur die eine Flamme stach in die Höhe, und sie hatte ihren Platz an der Hand nicht verlassen.

Sie wälzte sich weiter und schnellte sich, aus dem Schwung heraus, in die Höhe, eine schon artistische Leistung. Zudem war alles innerhalb kürzester Zeit passiert, ich war noch nicht dazu gekommen, irgendwelche Rettungsoder Gegenmaßnahmen einzuleiten.

Das Feuer entstand.

Es war unwahrscheinlich, aber die Frau puffte plötzlich auf, so daß ich annehmen konnte, sie würde auseinanderfliegen. Nur das passierte nicht.

Sie stand plötzlich vor mir, schaute auf mich herab, und sie war von den Flammen umhüllt, als trüge sie einen Mantel aus Feuer…

***

Camilla Davenport hatte den Taxifahrer schon weit vor dem Ziel gebeten anzuhalten.

Sie war ausgestiegen und hatte sich nicht um seine Bemerkungen, was die einsame Gegend anbetraf, gekümmert. Sie hatte gezahlt und gewartet, bis er verschwunden war.

Dann war sie gegangen.

Sie spürte keinen Haß auf ihren verstorbenen Mann, nur eine tiefe Bitterkeit, denn sie dachte daran, daß auch er einmal diesen Weg

gefahren war, als er sie besuchte. Er war bereit gewesen, für Sex zu bezahlen und hatte alles vergessen, was sie in gemeinsamer Arbeit aufgebaut hatten.

Verdammt noch mal!

Dieser Hundesohn! Was war denn so Besonders an Leila? Sie war eine Frau, eine Exotin, und sie schien etwas auszustrahlen, etwas Geheimnisvolles, etwas Magisches, vielleicht auch Sünde.

Es war schlimm für Camilla, aber sie dachte immer häufiger an diese Person und konzentrierte ihren Haß jetzt nicht mehr auf Lino, sondern auf die verfluchte Leila.

Vielleicht konnte man Lino keinen Vorwurf machen. Er hatte möglicherweise nicht anders regieren können, weil er eben in ihren Bann geraten war. In ihren Bann, in ihren magischen Zauber, in das Feuer im wahrsten Sinne des Wortes.

Auf dem Weg zum Ziel änderte die Frau ihr Denken. John Sinclair fiel ihr ein. Auch er war ein Mann, und sie stellte sich die Frage, ob er, auch als Polizist, den Verführungskünsten dieser Leila widerstehen konnte. Sie glaubte es nicht. Er war auch nur ein Mann. Wozu Frauen in der Lage waren, war ihr bekannt. Obwohl sie selbst eine Frau war, betrachtete sie ihre Geschlechtsgenossinnen eher kritisch.

Das einsame Haus hatte sie schon entdeckt. Auch den kleinen Teich dahinter. Sonnenstrahlen fielen auf das Kuppeldach und ließen es freundlich erscheinen.

Wie ein Grabmal sieht der Pavillon aus, dachte Camilla, und nicht wie eine Stätte des Lasters.

Doch er war auch ein Grab, denn die Person, die hier wohnte, dürfte normalerweise nicht mehr leben. Ihre Überreste hätten verbrannt unter der Erde liegen müssen.

Mit einer wütenden Bewegung schleuderte Camilla ihr dunkles Haar zurück, als sie an der Einmündung des zum Pavillon führenden Wegs stehenblieb. Eigentlich hätte sie Furcht spüren müssen, und sie wunderte sich darüber, daß es nicht der Fall war.

Keine Furcht, keine Angst - nur eine gewisse Spannung hatte sich in ihrem Innern aufgebaut.

Als sie zum letzten Mal nach rechts schaute, sah sie neben der Straße das dunkle Schimmern eines Fahrzeugs. Es war der BMW, mit dem Sinclair hergekommen war.

Da Sinclair draußen nicht zu sehen war, müßte er schon bei ihr sein. Er war sicherlich dabei, das gleiche zu erleben wie auch Lino. Erst als Camilla daran dachte, da spürte sie den Haß wie ein dunkles Feuer in sich hochsteigen.

Schnaubend holte sie Luft. Sie mußte damit rechnen, daß auch Sinclair starb, aber einen weiteren Triumph wollte sie der Person nicht gönnen. Nein, auf keinen Fall. An ihr würde sich Leila die Zähne

ausbeißen.

Sie hatte Linos Waffe eingesteckt. Außer ihr wüßte niemand, daß er überhaupt eine Waffe besessen hatte. Er hatte sie einmal einem russischen Soldaten auf einer Reise abgekauft, als das Schiff aus Rußland in Cardiff angelegt hatte.

Eine Armeepistole mit genügend Munition.

Die Waffe war geladen, und Camilla zog das schwere Schießeisen aus ihrem Gürtel hervor, als sie den rechten Fuß auf den Weg setzte.

Das Gerät war schwer, was sie erst jetzt richtig zur Kenntnis nahm. Sie hatte hoch nie in ihrem Leben geschossen und wußte nur, wie die Pistole funktionierte. Daß sie entsichert werden müßte, daß sie die Waffe mit beiden Händen festhalten müßte, um überhaupt eine Chance zu haben, das Ziel richtig zu treffen.

Das alles schoß ihr auf dem Weg zum Pavillon noch einmal durch den Kopf, aber es brachte sie nicht davon ab, ihren Vorsatz aufweichen zu lassen. Sie würde weitermachen bis zum bitteren Ende, und plötzlich stand sie schon vor der Tür.

Verschlossen!

Damit hatte sie rechnen müssen, und vor Wut knirschte sie mit den Zähnen.

Was tun?

In den Filmen handelten die Helden immer knapp und auch sehr sicher. Dann schossen sie kurzerhand das Schloß entzwei, um einen Raum betreten zu können.

Sie wollte den Pavillon zunächst einmal umrunden, der als Achteck gebaut worden war. Also nicht kreisförmig, wie er aus der Ferne ausgesehen hatte.

Im Pavillon blieb es ruhig. Dunkle Fenster verwehrten den Einblick. Beim Näherkommen sah die Frau, daß das Glas von innen angestrichen worden war.

Da war nichts frei, und als Camilla die Nähe des Eingangs erreichte, war sie ebenso schlau wie zuvor.

Sie blieb stehen.

Nachdenken, nur nicht die Nerven verlieren. Sie hatte einen Klingelknopf gesehen und dachte daran, ihn einfach zu drücken. Vielleicht brachte die beiden das aus dem Konzept.

Auf einmal war das Feuer da!

Es flog ihr entgegen. Sie hörte ein Platzen, ein Klirren, das mörderische Brausen, die verfluchte Hitze, wie sie sie noch nie gespürt hatte.

Camilla Davenport kam sich vor wie in einem Film, der nur langsam ablief. Und sie reagierte ebenso langsam, wobei sie es nicht schaffte, diesem Filmstreifen zu entkommen.

Eine nie erlebte Kraft hob sie an. Sie wüßte nichts von einer Welle,

von einer feurigen Brandung, sie erlebte es einfach mit, und während sie durch die Luft flog und die ersten, grausamen Schmerzen spürte, ging um sie herum die Welt unter…

***

Es war passiert, es hatte so kommen müssen. Ich hatte darauf gewartet und würde trotzdem noch überrascht, denn vor mir auf dem Bett stand die Feuerfrau!

So sehr ich mich dagegen hätte stemmen können, um so stärker war ich von diesem Anblick fasziniert. Ich konnte es noch immer nicht fassen. Es wollte einfach nicht in meinen Kopf hinein, denn hier brannte ein Mensch, und er starb trotzdem nicht.

Regenerierte er sich?

Das war die große Frage, auf die ich keine Antwort wußte. Es konnte durchaus sein, daß sich Leila dem Feuer hingab, um abermals geboren zu werden, ausgerüstet mit einer mörderischen Kraft, die nur in anderen Reichen entstehen konnte.

Für einen Moment dachte ich an einen brennenden Tannenbaum, wobei aus den Zapfen Feuerzungen geworden waren, die ihre Spitzen in die Höhe gerichtet hatten. Sie brannten ruhig. Es gab keinen Windzug, der sie bewegt hätte. Leila stand einfach da, und ich konnte nicht mal sehen, ob ihre ebenfalls von Flammen umtanzten Füße den Kontakt mit dem Bett bekommen hatten.

Alles war so anders geworden, auch deshalb, weil dieses Feuer keine Hitze abstrahlte, obwohl ihr Körper heiß gewesen war. Als flammender Engel, der nicht verbrannte, würde sie sich auf mich stürzen, um mich zu Asche werden zu lassen.

Vielleicht war es ihr Fehler, daß sie damit gewartet hatte, denn ihr lähmender Bann war von mir gewichen und gab mir deshalb Gelegenheit, über eine Gegenaktion nachzudenken.

Ich löste mich von diesem unheimlichen und zugleich faszinierenden Anblick und wuchtete mich selbst zurück, was Leila mit einem aus der Flammenwand schallenden Lachen quittierte.

Mit dem Rücken landete ich noch auf dem Bett. Dann rollte ich mich über die Schulter ab, fiel zu Boden und schlug dort auf, wo Leila die Jacke hingeschleudert hatte.

Ich kam sofort wieder in die Höhe und riß beim Aufstehen mein Jackett mit.

So schnell mich meine Beine tragen konnten, hetzte ich auf den Ausgang zu, und Leila ließ mich sogar in Ruhe. Sie freute sich diebisch, und ich wußte auch warum, denn als ich die Klinke nach unten drückte, war die Tür nicht mehr zu öffnen.

Um sie aufzubrechen, hatte ich keine Zeit. Zudem machte Leila Cannaro jetzt ernst.

Sie blieb nicht mehr auf dem Bett, sondern verließ es inmitten ihres Feuermantels.

Ich hielt die Jacke am Kragen fest. Mit der rechten Hand glitt ich an ihr entlang, um den Taschenschlitz zu fingen. Ich wollte das Kreuz haben, denn es war meine einzige Chance.

Reichte die Zeit?

Ich schaute sie an, damit ich Leila von meiner Hand etwas ablenkte. Sie kam, sie schwebte, sie floß über den Boden. Was auch eine Täuschung sein konnte, weil die Flammen nicht mehr ruhig brannten, sondern sich ebenfalls bewegten und das auch unter den Füßen der nackten Person.

Dann drehte sie sich etwas, und ich sah auf ihrem Hinterteil und auch an den Oberschenkeln das grelle Leuchten. Heller, viel intensiver als das Feuer, denn die Tattoos zeichneten sich dort scharf und exakt von der Haut ab. Sie waren das Erbe ihres Meisters. Er hatte ihr die fremdartigen Wesen auf die Haut tätowiert. Unter anderem die Fratze eines drachenartigen Dämons, der seine Zunge aus dem Maul gestreckt hatte und diese sogar bewegte.

Oder lag es nur daran, daß sich beim Gehen auch die Haut bewegte und Falten warf?

Ich wußte es nicht. Es war alles anders geworden. Ich stand inmitten der Hölle, während sich um die Fratze herum ebenfalls schlangenartige Gebilde bewegten, als wollten sie sich jeden Moment von der Haut ablösen.

Die Schlange war das Sinnbild des Urbösen, und der Drache war die Fortführung dessen.

Hier trafen sie zusammen, noch gehalten von der Kraft eines Magiers, der die Welt längst verlassen hatte, wobei sein verfluchtes Erbe noch weiterlebte.

Sie gaben den feurigen Nachschub, sie trieben die Frau an, die noch Mensch und nicht Engel war, sondern ein Zwischenreich verlassen hatte, von dem ich bisher noch nichts wußte. Die dämonischen Welten wurden immer komplizierter und verzwickter.

Sie berührte den Boden.

Ich hörte ihr Lachen.

Aber ich hatte mittlerweile das Kreuz aus der Tasche ziehen können und hielt es in der Faust.

Es »lebte«. Das leichte Vibrieren war genau zu spüren, aber nicht überall, wie mir plötzlich auffiel, sondern nur an den vier Enden. Hatte es etwas Bestimmtes zu bedeuten, daß die übrige Masse meines Talismans kalt blieb?

Ich kam damit nicht zurecht, aber ich mußte jetzt handeln.

Ich wußte nicht, ob mir die Idee von allein gekommen war oder ob man sie mir eingegeben hatte.

Vielleicht der Seher oder ein anderer mächtiger Helfer, jedenfalls schoß sie durch meinen Kopf wie ein Blitzstrahl, und sie formten sich zu Worten um.

›Du mußt sie rufen, John!‹

Wen, dachte ich.

›Ruf sie - schnell!‹

Ja, der Seher, jetzt wußte ich Bescheid. Mein großer Helfer, von dem auch ich ein Teil der Dreiheit war.

Es war wie früher, als er mir in schrecklichen und aussichtslosen Lagen beistand, als ich das Kreuz noch nicht durch die Formel aktiviert hatte, sondern durch das Herbeirufen der mächtigsten Geister des Guten.

Engel gegen Engel!

Ich wußte jetzt Bescheid.

Und ich rief die Namen derjenigen, die ihre Initialen auf meinem Kreuz hinterlassen hatten…

***

»Michael, Gabriel, Raphael, Uriel!«

Leila Connaro hatte sich bewegt. Sie war praktisch in den Schall meiner Stimme hineingehuscht und hatte jeden der deutlich gerufenen Namen gehört. Meine Jacke lag am Boden, was mich nicht weiter störte, denn ich brauchte sie nicht.

Aber ich hatte das Kreuz, und ich hatte die Namen der mächtigen Geisterwesen gerufen.

Wollte ich meine Chance auf einer zeitlichen Meßlatte ablesen, so stand für mich fest, daß mir nur mehr Sekunden blieben, wenn überhaupt. Die Engel mußten einfach eingreifen, wenn sie mich gehört hatten und wenn alles noch so lief wie damals.

Sie mußten, sie mußten…

Statt dessen bewegte sich die Flammenfrau auf mich zu, und ich blieb wie gebannt auf der Stelle stehen.

Hatte mich die Kraft des Kreuzes verlassen?

Es waren nicht die Trompeten von Jericho, die aufklangen, es war ein anderes Geräusch, das durch meine Ohren gellte und nichts anderes als ein Schrei war.

Ich wußte nicht, worauf ich mich konzentrieren sollte. Auf den Schrei oder auf das sichtbare Geschehen, denn irgendwo schräg über mir und auch an vier verschiedenen Stellen waren die durchscheinenden Gestalten erschienen, die ich angerufen hatte.

Oder bildete ich sie mir ein, weil das Licht dort heller war. Jedenfalls schrie die Frau im Flammenmantel, denn sie waren von denjenigen getroffen worden, die auch in der feinstofflichen Welt weit, sehr weit über ihr standen.

Licht war in sie hineingefahren. Grelle Lanzen, für die es keine Hindernisse gab, auch keinen Mantel aus Flammen, denn sie durchdrangen ihn.

Und der Schrei wurde zu einem Brüllen. Noch hielten die Flammen, der Körper dahinter aber zitterte, als hätte er permanent unter Stromstößen zu leiden.

Die Kräfte des Lichts schlugen zu. Sie zerstörten das dämonische Feuer und brannten die Tattoos aus dem Körper der Leila Connaro. Sie bekämpften Feuer mit Feuer oder Licht, denn genau dort, wo sich die Male befanden, verwandelte sich die Haut in eine Flamme, die nicht mehr gelöscht werden konnte.

Ob sich die Tattoos von der Haut entfernten, ich wußte es nicht.

Schmerzerfüllt gellten die Schreie der Frau noch einmal auf, während das Licht Leila zerriß.

Sie flog auseinander, aber nicht körperlich, sondern als Flammenkugeln.

Sie jagte durch den Raum, sie entfachte noch einmal ihre Kraft - oder waren es meine Helfer?

Jedenfalls entstand ein mörderischer Druck, der mich zu Boden fegte, wo ich liegenblieb und nach wie vor mein Kreuz festhielt.

Der Druck räumte auf.

Zum erstenmal bekam ich mit, daß es in diesem Raum überhaupt Fenster gab. Sie waren so dunkel gestrichen worden wie die Wände. Das Glas zerbrach mit dumpfen und zugleich klirrenden Geräuschen. Die Scherben segelten durch den Druck nach draußen, gefolgt von einer gewaltigen Feuersbrunst, die mir für einen winzigen Moment so vorkam, als wäre sie angehalten worden, dann aber verging.

Keine Flammen mehr, kein magisches Feuer und auch keine Leila Connaro.

Ich rappelte mich auf. Meinem Kreuz schickte ich einen dankbaren Blick zu und schaute auch auf die Decke.

Dort hatten sich die geheimnisvollen Lichtquellen, zurückgezogen, aber auch die kleineren Lampen leuchteten nicht mehr. Die Helligkeit des Tages fand ihren Weg durch die zerstörten Fenster, und ich nahm ihn umgekehrt, denn ich kletterte durch eines der Fenster nach draußen, wo ich stehenblieb und tief Luft holte.

Das Geschehen hatte die Natur verstummen lassen. Kein Vogelgezwitscher mehr, kein Quaken der Frösche hinten im Teich, es blieb eine bedrückende Stille zurück.

Und dann sah ich Camilla Davenport.

Nur wenige Schritte von mir entfernt lag sie auf dem Boden. Ich sah die schwarzen Haare, die sich von der Farbe des Grases abhoben, aber die Schwärze breitete sich auch aus, denn sie hielt ihren gesamten Körper umfangen.

Schock und Schreck saßen tief, als ich Camilla auf den Rücken gedreht hatte und erkannte, was mit ihr geschehen war.

Sie hatte sich zu nahe am Haus aufgehalten und hatte dem Feuersturm nicht mehr entfliehen können.

Er hatte sie verbrannt.

Kein Arzt der Welt würde ihr noch helfen können. Ich schloß ihr die Augen, dann ging ich mit müden Schritten zu meinem Wagen…

***

Es war schon ziemlich spät am Abend, als ich wieder einmal das Krankenhaus betrat, in dem mein Vater lag. Mit der örtlichen Polizei hatte ich gewisse Dinge geregelt und auch mit Sir James gesprochen. Ich wußte jetzt, daß sich Suko ebenfalls wieder in London aufhielt und auf mich wartete, wie auch meine Mutter, die neben dem Bett ihres Mannes saß. Schon beim Eintreten traf mich ihr vorwurfsvoller Blick.

»Daß du dich auch noch mal blicken läßt, John…«

»Sorry, aber ich war verhindert.«

Ich hatte gedacht, daß mein Vater schlafen würde. Es war ein Irrtum. Er schlug die Augen auf, und das schwache Licht der Nachttischleuchte fing sich in seinen Pupillen.

»Dienstlich, John?«

»Richtig, Dad.«

Er lachte leise. »Siehst du, Mary, das ist eben ein richtiger Sinclair.«

»Wie du?«

»Ja, denn ihn wirft selbst ein Fluch so leicht nicht um. Und ich denke, daß auch ich bald wieder auf dem Damm bin.«

Ich mußte grinsen, und meine Mutter zog ein Gesicht, als hätte sie Essig getrunken.

Mein Vater aber zwinkerte mir zu.

Ich zwinkerte zurück.

Jeder von uns wußte, was der andere meinte. Auch wenn meine Mutter darüber nicht sehr glücklich sein konnte. Aber manchmal müssen eben auch Männer zusammenhalten…

ENDE